



# Zeitenwende

## 100 Jahre Erster Weltkrieg



## Impressum:

---

### Herausgeberin:

Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz  
Am Kronberger Hof 6, 55116 Mainz



### Verantwortlich:

Wolfgang Faller

### Autorin/Autoren:

Prof. Dr. Andreas Rödder, Prof. Dr. Livia Prüll, Dr. Markus Pöhlmann,  
Prof. Dr. Michael Kißener, Prof. Dr. Benjamin Ziemann

### Redaktion:

Marianne Rohde

### Mitarbeit:

Franziska Glatz, Maren Hamelmann

### Korrekturen:

Dieter Gube

### Umschlaggestaltung:

Birgit Elm

### Bildnachweise Umschlag

(von links oben bis rechts unten, Uhrzeigersinn):

Die noch unvollendete **Kriegssäule** auf dem Liebfrauenplatz, auch im Volksmund als **Nagelsäule** bekannt. Stadtarchiv Mainz

„I. Weltkrieg 1914 - 1918, Zum **Kriegsausbruch** am 01. August 1914“;

Bundesarchiv, Foto: o.Ang., 1. August 1914,

„Ostfront – Angehörige des Ostpreußischen Landsturms im **Schützengra-**  
**ben** in Stellung“; Bundesarchiv, Foto: o.Ang., 1914

„**Armamputierter** mit Arbeitsarm und Arbeitshaken, Kunsthand mit beweg-  
lichem Daumen“; Stadtarchiv Darmstadt

„Deutscher Infanterist mit **Gasmaske** beim Sturmangriff“; Bundesarchiv,  
Foto: o.Ang., 1917

„Das Gräberfeld von Verdun“; Landeshauptarchiv Koblenz, Wolfgang Blüm

### Weitere Abbildungen:

Portraits Referentin u. Referenten: Universität Mainz, privat

### Gesamtherstellung:

Druckerei Manfred Henn GmbH, 55120 Mainz

Mainz 2014

ISBN 978-3-89289-034-8

### **„Zeitenwende. 100 Jahre Erster Weltkrieg“**

Die Publikation geht auf die Vortragsreihe „Zeitenwende. 100 Jahre Erster Weltkrieg“ zurück, die von November 2013 bis Februar 2014 in Mainz stattfand und eine überwältigende Resonanz gefunden hat. Die Referentin und die Referenten waren dankenswerterweise bereit, Ihre Vorträge für eine Dokumentation zur Verfügung zu stellen. Dabei wurde der Vortragscharakter bewusst beibehalten. Die Beiträge enthalten daher nur wenige Fußnoten und zentrale Literaturhinweise.



## Inhaltsangabe

---

<b>Vorwort</b> .....	4
<b>Zeitenwende. Der Erste Weltkrieg in der Geschichte</b> <i>Prof. Dr. Andreas Rödder (Mainz)</i> .....	7
<b>Die Kriegsversehrten. Körperliche und seelische Leiden und die Medizin im Ersten Weltkrieg</b> <i>Prof. Dr. Livia Prüll (Mainz)</i> .....	27
<b>Die gläsernen Bienen verstehen. Militär und Technik im Weltkrieg 1914–18</b> <i>Dr. Markus Pöhlmann (Potsdam)</i> .....	47
<b>Heimatfront. Mainz und der deutsche Südwesten im Ersten Weltkrieg</b> <i>Prof. Dr. Michael Kißener (Mainz)</i> .....	73
<b>Der Schützengraben als Zone der Gewalt. Frontalltag im Ersten Weltkrieg</b> <i>Prof. Dr. Benjamin Ziemann (Sheffield)</i> .....	89
<b>Vitae</b> .....	105

Ebenfalls Bestandteil der Veranstaltungsreihe war ein Vortrag mit dem Titel

**„Kriegsausbruch. Der Weg in den Ersten Weltkrieg“**  
*von Professor Christopher Clark (Cambridge)*

Dieser liegt nicht in schriftlicher Form vor, wurde jedoch aufgezeichnet.  
Die MP4-Video datei des Vortrags (ca. 164 MB) mit der Einführung von  
Herrn Prof. Rödder finden Sie auf der Homepage der Landeszentrale für politische  
Bildung Rheinland-Pfalz unter [http://www.politische-bildung-rlp.de/start/  
schwerpunkte/100-jahre-erster-weltkrieg/vortragsreihe.html](http://www.politische-bildung-rlp.de/start/schwerpunkte/100-jahre-erster-weltkrieg/vortragsreihe.html)

## Vorwort

---

Bereits im November 2013 starteten das Historische Seminar der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und die Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz eine ihrer Veranstaltungsreihen zum Ersten Weltkrieg. Der Titel: „Zeitenwende. 100 Jahre Erster Weltkrieg“.

Der „Große Krieg“, wie die Engländer und die Franzosen sagen, markierte eine Zeitenwende mit unüberschaubaren politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Folgen. Namhafte Historiker haben in ihren Vorträgen insbesondere diesen Zäsurcharakter des Krieges und die durch ihn ausgelösten langfristigen Veränderungen aus unterschiedlichen Perspektiven in den Blick genommen. Dabei kamen neben klassischen Fragestellungen auch weniger bekannte Sichtweisen und Ansätze zur Geltung, die Einblicke in regionalgeschichtliche, medizinische, technologische und erfahrungsgeschichtliche Dimensionen jener Zeitenwende eröffneten.

Die überwältigende Resonanz auf die Reihe war erfreulich und für die Veranstalter war es daher keine Überraschung, dass eine schriftliche Fassung der Vorträge immer wieder nachgefragt wurde.

Diesem Anliegen kommt die Landeszentrale für politische Bildung dank der Bereitschaft der Referenten, ihr Redemanuskript zur Verfügung zu stellen, gerne nach. Dabei wurde der Vortragscharakter beibehalten; statt umfangreicher Fußnoten wurden zentrale Literaturhinweise gegeben.

Der Beitrag von Prof. Christopher Clark (Cambridge) mit dem Titel „Kriegsausbruch. Der Weg in den Ersten Weltkrieg“ wurde aufgezeichnet und steht auf der Homepage der Landeszentrale für politische Bildung als MP4-Video datei (<http://www.politische-bildung-rlp.de/start/schwerpunkte/100-jahre-erster-weltkrieg/vortragsreihe.html>) zur Verfügung.

Den Referenten und der Referentin danken wir sehr herzlich für die gute Zusammenarbeit während der Vortragsreihe und bei der Erstellung der Dokumentation und freuen uns, wenn diese auf ebenso großes Interesse stößt wie die Vortragsreihe selbst.

Wolfgang Faller  
Direktor der Landeszentrale

Prof. Dr. Andreas Rödder  
Johannes Gutenberg-Universität Mainz





# Zeitenwende.

## Der Erste Weltkrieg in der Geschichte

---

### Andreas Rödder

Kürzlich ging mir ein Zitat von Bertolt Brecht durch den Kopf, das zu meiner Jugendzeit, in den aufgeheizten Debatten um den NATO-Doppelbeschluss Anfang der 80er Jahre, Hochkonjunktur hatte: „Stell Dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin.“



Und ich dachte mir: stell Dir vor, es droht Krieg – und der deutsche Reichskanzler fährt nach London. Stell dir vor, Theobald von Bethmann Hollweg wäre am 28. Juli 1914 nach Downing Street gereist, um den britischen Premierminister Herbert Henry Asquith zu treffen und in letzter Minute den Krieg abzuwenden, der vom Balkan droht. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass ein europäischer Krieg vermieden wurde: in der Bosnischen Annexionskrise von 1908 war das der Fall gewesen, oder in den Balkankriegen 1912 und 1913. Ausgeschlossen war es auch 1914 nicht.

Stell Dir also vor, es hätte im August 1914 keinen europäischen Krieg gegeben, und Europa hätte weitergemacht wie zuvor. Wie sah dieses Europa eigentlich aus? Das ist die **erste** Frage, der ich heute Abend nachgehen möchte.

Was wäre aus diesem Europa ohne den Ersten Weltkrieg geworden? Etwas wissenschaftlicher gewendet, ist das unsere **zweite** Frage: Wie hat der Erste Weltkrieg die Geschichte des 20. Jahrhunderts verändert? War er eine „Zeitenwende“, war er die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“?

Und schließlich **drittens**: was bedeutet 1914 heute, 2013, für uns? Ist der Erste Weltkrieg ein ferner Erinnerungsort, zumal in Deutschland, wo er ganz im Schatten der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und

an den Holocaust steht? Oder ist er, wie zuletzt häufiger zu hören ist, ein Menetekel für das Europa von heute und seine Krise? Sind auf den Euro-Gipfeln oder in der Ukraine-Krise gar wieder die Schlafwandler am Rande des Abgrunds unterwegs?

## **I. Europa vor 1914**

Das Europa vor 1914 war ein Europa der Widersprüche und der verwirrenden Vielgestaltigkeit: von Hochspannung und Beschleunigung, von Kraftentfaltung und Angst, feiner Zivilisation und gewaltsamer Unterdrückung, von vibrierender Moderne und ätzender Modernekritik. Und das Besondere war gerade die Widersprüchlichkeit.

### **Hochindustrialisierung und erste Globalisierung**

Dieses Europa hatte einen langen wirtschaftlichen Boom erlebt. Er hatte Mitte der 1890er Jahre eingesetzt und mit ihm war, vor allem in Nordwesteuropa, eine zweite Phase der Industrialisierung gekommen: die Hochindustrialisierung. Sie war geprägt vom Stahl, mit dem sich zum Beispiel Stahlbeton herstellen ließ, der wiederum den Bau von Hochhäusern möglich machte. Für Hochhäuser benötigte man Fahrstühle und diese wiederum brauchten Elektrizität, die gerade erfunden worden war und die auch Straßenbahnen und U-Bahnen fahren ließ, so dass die Städte wachsen konnten. Elektrizität war das Wunderding für die Zeitgenossen und das zweite Leitmedium der Hochindustrialisierung. Hinzu kam die Chemie, die Kunstfasern und Kunststoffe, Aspirin und Stickstoffdünger möglich machte; oder das Zelluloid, mit dem sich Mensch und Umwelt plötzlich direkt abbilden ließen und mit dem der einzelne Ort und der einzelne Moment ihre unwiederbringliche Einzigartigkeit verloren.

Die Welt veränderte sich. Das hatte sie auch schon im 19. Jahrhundert getan, und der große Veränderer war die Eisenbahn gewesen. Sie hatte Fortbewegung von Muskelkraft gelöst und: sie hatte Raum und

Zeit zu Lande überwunden. Direkte Kommunikation reichte gar über – oder genauer – durch die Meere, seit die transozeanischen Telegraphenkabel verlegt worden waren. Seit den 1870er Jahren konnte ein Kaufmann in London eine Anfrage aus Bombay noch am selben Tag beantworten; um 1830 hatte ein Brief für eine Strecke bis zu acht Monate gebraucht.

Diese Zunahme von weltweiter Vernetzung wird heute als „erste Globalisierung“ bezeichnet. In der Tat ist vor 1914 vieles zu beobachten, was uns heute als neu erscheint. Offene Kapitalmärkte ließen europäisches Kapital in alle Welt fließen. Aber nicht nur Kapital war in großem Maße unterwegs, sondern auch Waren und Menschen: In der verdingten sich in Südafrika, Europäer wanderten nach Amerika, Osteuropäer kamen zum Arbeiten nach Deutschland. Deutsche Klaviere wurden nach Argentinien geliefert und Rindfleisch aus Argentinien nach Europa transportiert. Möglich gemacht hatte dies die Erfindung des Kühlschiffs, das zugleich massive Konkurrenz für die europäische Landwirtschaft über den Atlantik brachte. Englische Investoren spekulierten auf diesen Märkten und trieben damit den Niedergang der englischen Landwirtschaft noch weiter voran. Auch dies, die Lösung von Kapital aus nationalen Bindungen und die Entkopplung von Finanzmärkten und Realwirtschaft, ist also keine ganz neue Erfahrung unserer, der zweiten Globalisierung.

## **Europa als Vormacht der Welt**

Was die erste Globalisierung aber von der zweiten unterschied, war – zweiter Aspekt – die Stellung Europas. Im späten 19. Jahrhundert gewann Europa seinen größten technologischen, ökonomischen und militärischen Vorsprung aller Zeiten vor der restlichen Welt – mit Ausnahme der USA. Die Überlegenheit Europas war zugleich die Grundlage für den europäischen Kolonialismus, der im späten 19. und im frühen 20. Jahrhundert ebenfalls seinen Höhepunkt erreichte. Europäische Militärmacht machte es möglich, eine immer größere Zahl von Menschen zu beherrschen. So gingen die euro-

päischen Kolonialmächte im späteren 19. Jahrhundert dazu über, in fremden Territorien nicht nur Handelsstützpunkte anzulegen, sondern sie formell zu beherrschen. In den 1880er Jahren begann ein wahrer Wettlauf um die Kolonialisierung Afrikas und Asiens.

Die technologische und ökonomische Überlegenheit ging einher mit einem zivilisatorischen Überlegenheitsgefühl und Sendungsbewusstsein der Europäer. Wenn von der „Bürde des weißen Mannes“ die Rede war, den Eingeborenen die westliche Zivilisation zu bringen, dann trug dies stets ein Doppelgesicht. Das britische Verbot der Witwenverbrennung und der Tötung weiblicher Neugeborener in Indien würden wir auch heute noch als Zivilisationsfortschritt ansehen.

Zugleich ging diese Zivilisationsmission mit Vorstellungen von rassistisch bedingter Wertigkeit einher. Und die wiederum verband sich mit einer Bereitschaft, Gewalt gegenüber Einheimischen in einem Maße anzuwenden, wie es in Europa kaum vorstellbar war. Nach einem Aufstand der Bevölkerungsgruppe der Herero gegen deutsche Farmer in Deutsch-Südwestafrika (Namibia) 1904 trieb ein deutsches Strafexpeditions-corps die Herero in die Wüste und damit in den sicheren Hungertod. Ein besonders brutales Kolonialregiment führte Belgien im rohstoffreichen Kongo, vor allem um Kautschuk zu ernten. Und wenn die Einheimischen nicht genug Kautschuk herbeischafften, dann hackten ihnen die Kolonialherren Hände und Füße ab, um ein Exempel zu statuieren.

Der Kongo ist ein Beispiel dafür, dass die Kolonialmächte in den Kolonien wirtschaftliche Interessen verfolgten. Darin wurden sie meistens enttäuscht, die meisten Kolonien waren ökonomisch gesehen Zuschussgeschäfte. Aber sie waren Prestigeobjekte und sie wurden zu einem Bestandteil der Rivalität zwischen den europäischen Mächten. Damit kippte die überschießende Dynamik der europäischen Entwicklung Anfang des 20. Jahrhunderts zugleich ins Destruktive, auch in Europa selbst.

Die europäischen Mächte wollten nicht mehr nur Großmächte sein, sondern Weltmächte: „Weltmacht oder Untergang“, so lautete ein

populäres Schlagwort. Und sogar der große Liberale Max Weber sagte 1895: „Wir müssen begreifen, dass die Einigung Deutschlands ein Jugendstreich war, den die Nation auf ihre alten Tage beging und seiner Kostspieligkeit halber besser unterlassen hätte, wenn sie der Abschluss und nicht der Ausgangspunkt einer deutschen Weltmacht-politik sein sollte.“

Prestige und Ehre, eine Kultur der Stärke und der Männlichkeit, wie sie z. B. Wilhelm II. öffentlich inszenierte – niemals schlapp sein, bloß nicht nachgeben, lautete die Devise, keineswegs nur in Deutschland. Im Gegenteil: allenthalben verbreitete sich die Überzeugung von der Überlegenheit der jeweils eigenen Nation, und sie verband sich mit einem ängstlichen Volks-Darwinismus, der daran glaubte, dass nur der Stärkere im Wettkampf der Völker überlebt. Kraftentfaltung und Bedrohungsgefühl schlugen sich in einem weit verbreiteten Militarismus nieder: von nationalistischen Verbänden wie der Ligue d'action Française über den Alldeutschen Verband bis zu den serbischen Nationalisten, vom Duell über den Kult der Uniformen bis zum Weihnachtsslied

„Morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben:  
Trommel, Pfeife und Gewehr, Fahn' und Säbel und noch mehr,  
ja ein ganzes Kriegesheer möcht ich gerne haben.“

Begleitet wurde die zunehmend aggressive Aufladung in Europa von einer Blockbildung der Staaten. Otto von Bismarck hatte nach der Reichsgründung 1871 versucht, die europäische Staatenwelt mit einem komplizierten System auszutarieren und vor allem jede Dreierkonstellation gegen das Deutsche Reich zu verhindern. Seine Nachfolger nach 1890 fanden das zu kompliziert und setzten Bismarcks Bündnispolitik nicht fort. Kurz darauf schlossen Frankreich und Russland ein Militärabkommen. 1904 folgte die englisch-französische Entente cordiale. Sie war zunächst nur eine Einigung über koloniale Streitfragen, aber sie hatte Signalwirkung für die Mächtekonstellation in Europa, zumal ihr 1907 eine russisch-britische Übereinkunft folgte. Damit hatte man in Berlin nicht gerechnet und im Deutschen Reich

kursierte die Angst vor der Einkreisung durch Auskreisung. Als Bündnispartner verblieb allein die Habsburgermonarchie – nicht gerade das militärisch-politische Schwergewicht in Europa.

Seit 1905 häuften sich die Krisen zwischen den europäischen Regierungen um koloniale Besitzungen einerseits und über den Balkan andererseits. Freilich verlief keine Einbahnstraße in die Julikrise und den Ausbruch des Krieges 1914. Die Bündnisse waren nicht aus Beton und trotz zunehmender Krisen wurde der europäische Krieg immer wieder vermieden. Mehr noch: 1913/14 gab es sogar eher eine Tendenz zur innereuropäischen Entspannung. „Deutsche Weltpolitik und kein Krieg“, so lautete der Titel eines Buches, das 1913 in Deutschland erschien, und das entsprach durchaus der Politik des Reichskanzlers Bethmann Hollweg. Derselbe Bethmann Hollweg aber war zugleich überzeugt: „Die Zukunft gehört Russland, das wächst und wächst und sich als immer schwererer Alb auf uns legt.“

Diese Art zu denken war keineswegs auf Berlin beschränkt, im Gegenteil. Auf allen Seiten wuchs die Angst, dass die Anderen unaufhaltsam immer stärker werden: die Deutschen fürchteten sich vor den Russen, Russen und Franzosen vor den Deutschen. Es wurde zur fixen Idee, dass man selbst auf Dauer nicht mehr mithalten könne und dass ein Krieg daher ohnehin kommen werde. Was den Krieg letztlich unabwendbar machte, war der allgemeine Glaube an seine Unabwendbarkeit – der Fatalismus wurde zur *self fulfilling prophecy*.

In dieser fatalistischen, angsterfüllten Art zu denken spiegelte sich die Unsicherheit in einer sich wandelnden Welt. **Beschleunigung** – drittes Element, das Europa prägte – war die grundlegende Erfahrung der Zeitgenossen vor 1914. Schon die Eisenbahn hatte im 19. Jahrhundert ein ganz neues Gefühl von Geschwindigkeit erzeugt: sie schaffte in einer Stunde, wofür ein Pferdefuhrwerk einen ganzen Tag gebraucht hatte. Ende des 19. Jahrhunderts nahm das Tempo weiter zu, und die Jahre vor 1914 waren gebannt vom Rausch der Geschwindigkeit. Der letzte Schrei waren Sechstagerennen, große Spektakel auf neuen Radrennbahnen. Sie setzten die Verbreitung des Fahrrads voraus, und

diese wiederum die Erfindung des Gummireifens durch den Tierarzt Dr. John Dunlop aus Belfast. Das dafür benötigte Gummi wurde übrigens aus dem Kautschuk gewonnen, den die Belgier mit ihrem brutalen Kolonialregime aus dem Kongo holten.

Allerorten wurden Rekordjagden abgehalten, etwa um das Blaue Band für die schnellste Atlantiküberquerung, und die 1896 begründeten modernen Olympischen Spiele standen unter dem Motto: höher, schneller, weiter. Tollkühne Männer begannen zu fliegen, wenn sie nicht tödlich verunglückten, was auch bei Autorennen häufiger passierte. Auf die Spitze brachte diese Zeitstimmung der italienischen Jurist und Dichter Filippo Tommaso Marinetti mit seinem Futuristischen Manifest vom 20. Februar 1909:

„Wir wollen die Liebe zur Gefahr besingen, die Vertrautheit mit Energie und Verwegenheit. [...] Wir wollen preisen die angriffslustige Bewegung, die fiebrige Schlaflosigkeit, den Laufschrift, den Salto mortale, die Ohrfeige und den Faustschlag. [...] Wir erklären, daß sich die Herrlichkeit der Welt um eine neue Schönheit bereichert hat: die Schönheit der Geschwindigkeit. Ein Rennwagen, dessen Karosserie große Rohre schmücken, die Schlangen mit explosivem Atem gleichen ... ein aufheulendes Auto, das auf Kartätschen zu laufen scheint, ist schöner als die Nike von Samothrake. [...] Schönheit gibt es nur noch im Kampf. [...] Wir wollen den Krieg verherrlichen – diese einzige Hygiene der Welt –, den Militarismus, den Patriotismus, die Vernichtungstat der Anarchisten, die schönen Ideen, für die man stirbt, und die Verachtung des Weibes.“

Kein Wunder, dass „Nervosität“ zu einer immer häufiger diagnostizierten Krankheit der Zeit wurde. Als „Neurasthenie“ bezeichnete man ein Gemisch aus Angst- und Erschöpfungszuständen, Müdigkeit, Herzflattern und Schwindel, Impotenz und Schlaflosigkeit. Therapiert wurde in speziellen Rückzugsorten und wenn das Sanatorium in Thomas Manns Zauberberg verdächtig einer modernen Wellness-Klinik ähnelt, dann ist das kein Zufall. Denn sowohl Diagnose als auch Therapie von Neurasthenie waren verdächtig ähnlich dem, was wir heute als Burnout kennen.

Anfang des 20. Jahrhunderts waren vor allem Menschen von Neurasthenie betroffen, die mit dem gesteigerten Tempo des Lebens nicht mehr Schritt halten konnten und die mit neuen Technologien arbeiteten. 1902 brach in einer neu eröffneten Telefonzentrale in Berlin eine Krise aus: „Die Anrufe stauten sich, die Fehlverbindungen häuften sich, die Mängel des Netzes brachten durch Übersprechen weitere Verwirrung. [...] Plötzlich riss sich eine der Telefonistinnen die Sprechgarnitur vom Kopf und brach in Schreikrämpfe aus, und dieses Beispiel wirkte ansteckend: wenige Augenblicke später war der Saal von schreienden und heulenden Frauen erfüllt, die von ihren Plätzen aufsprangen und zum Teil davonstürzten.“

Europa vor 1914 stand unter Hochspannung zwischen Altem und Neuem, zwischen Moderne und Modernekritik, und diese **Ambivalenz** ist der **vierte** Aspekt unserer *tour d'horizon*.

Das gilt nicht zuletzt für Politik und Verfassung im Deutschen Kaiserreich. Das allgemeine Männerwahlrecht war das modernste Wahlrecht in Europa. Über die Regierung aber bestimmte nicht der gewählte Reichstag, sondern der geborene Kaiser. Die Führung des Deutschen Reichs lag in den Händen der alten Eliten, und doch wurde es nicht so obrigkeitlich regiert, wie man früher oft angenommen hat. Im Gegenteil: der Reichstag erstritt sich Schritt für Schritt politische Mitspracherechte, er besaß das Budgetrecht, und er debatierte öffentlich die wirklich sensiblen Fragen, auch die öffentlichen Fehlritte Wilhelms II., und zwar schonungslos. Verfassungsrechtlich war das Kaiserreich weder parlamentarisch noch demokratisch; zu Beginn des 20. Jahrhunderts aber regierten Reichskanzler und Kaiser faktisch nicht mehr gegen den Reichstag.

Altes mischte sich mit Neuem: Kino, Comics und moderne Kaufhäuser kamen auf, die Bauhaus-Architektur und Thonet-Stuhl, während in Wien die Ringstraße, die Hofburg und Kaiser Franz-Josef die alte k.u.k.-Herrlichkeit repräsentierten. Im selben Wien ergründete Sigmund Freud die Tiefen der menschlichen Seele und hielt dem Wiener Publikum den Spiegel seiner Sexualtriebe vor. Hugo von Hofmanns-



thal schrieb die Elektra und wählte dafür eine Frauengestalt aus der griechischen Mythologie – nicht aber im Stile einer der harmlos-barbusigen Figuren an den Fassaden historistischer Gebäude, sondern als gewaltsames, rasendes Weib, das die Furcht vor der „neuen Frau“ schürte.

Eine zum Zerreißen gespannte Mischung aus Moderne und Modernekritik entlud sich 1913, als Igor Strawinskys „Sacre du Printemps“ in Paris uraufgeführt wurde: ein Ballett über eine Jungfrau, die sich in einem altrussischen Frühjahrsritual unter stampfenden Rhythmen und archaisch atonalen Klängen erst in Ekstase und dann zu Tode tanzt. Der Dirigent erinnerte sich an Zustände, die heute nicht einmal mehr in Bayreuth denkbar sind: „Menschen, die nebeneinander saßen, begannen, einander mit Fäusten und Spazierstöcken oder was sonst zur Hand war auf den Kopf zu schlagen. Bald wendete sich ihre Wut gegen die Tänzer und besonders gegen das Orchester. Alles, was zur Hand war, wurde auf sie geworfen, aber sie spielten weiter.“

Strawinskys revolutionäre Musik löste alle bekannten Formen und Konventionen auf, und sie spiegelte die Zertrümmerung hergebrachter Gewissheiten und Sicherheiten. Diese Widersprüche, die überschießende und von Angst begleitete Dynamik entlud sich schließlich im Ersten Weltkrieg.

## **II. Zeitenwende?**

### **Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert**

Was wäre, wenn Bethmann Hollweg am 28. Juli 1914 nach London gefahren und wenn der europäische Krieg nicht ausgebrochen wäre? Es ist immer schwierig und ab einem gewissen Grad auch sinnlos zu spekulieren, was gewesen wäre, wenn. Aber das kleine Gedankenexperiment kann uns doch helfen zu ermessen, was sich durch den Ersten Weltkrieg verändert hat.

Zunächst: Hätte es diesen Krieg nicht gegeben, hätte er nicht über 9 Millionen Soldaten und Millionen von Zivilisten das Leben gekostet und: er hätte nicht etwa 20 Millionen verwundete Soldaten hinterlassen, die nach dem Krieg oftmals nicht mehr in ein geregeltes Zivilleben zurückfanden.

## **Internationale Ordnung**

Dann hätte es kein 1917 in dem Sinne gegeben, wie wir es welthistorisch kennen: 1917 steht für den Kriegseintritt der USA auf der einen Seite und für die bolschewistische Oktoberrevolution in Russland auf der anderen – beides mit weitreichenden weltgeschichtlichen Folgen.

Der amerikanische Präsident Woodrow Wilson begründete den Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg mit dem Anspruch „to make the world safe for democracy“ – d.h.: die westliche Demokratie in der Welt zu verbreiten. Damit begründete er einen Missionsanspruch der amerikanischen Weltpolitik, der bis heute Geltung hat.

Auf der anderen Seite errichtete die bolschewistische Oktoberrevolution zunächst den „Sozialismus in einem Lande“ (Lenin). Grundsätzlich aber verfolgten die Bolschewiki den weltrevolutionären Anspruch, den Sowjetkommunismus global zu verbreiten.

Damit hatte das „Zeitalter der Ideologien“ (Karl-Dietrich Bracher) begonnen: die Auseinandersetzung zwischen westlichen Demokratien und sowjetischem Kommunismus. Dieser Konflikt wurde bis 1945 von der Auseinandersetzung mit dem Faschismus bzw. dem Nationalsozialismus überlagert. Angelegt war der Ost-West-Konflikt aber 1917; nach 1945 dominierte er die Weltpolitik bis 1989.

Die USA waren vor 1914 eine der dynamischsten Nationen weltweit. Neben Deutschland waren sie das wirtschaftliche und technologische *powerhouse* und sie hatten auch begonnen, außenpolitisch aktiv zu

werden. Auch ohne Ersten Weltkrieg hätten die USA weiter an welt-politischer Bedeutung gewonnen. Aber ohne den Ersten Weltkrieg wären sie jedenfalls nicht automatisch zu einer Supermacht wie nach 1945 oder zur einzigen Weltmacht wie nach 1990 geworden. Im Hinblick auf die weltpolitischen Kräfteverhältnisse war der Erste Weltkrieg ein großer Veränderer.

Dasselbe gilt für Russland und den Sowjetkommunismus. Auch ohne Ersten Weltkrieg wäre das Zarenreich in schwere Wasser geraten. Die Februarrevolution von 1917, der Sturz des Zaren hätte – gut möglich – auch unter anderen Umständen stattgefunden. Aber die zweite Revolution von 1917, die bolschewistische Oktoberrevolution, hing in besonderem Maße an den Umständen des Krieges. So wird man wohl sagen können, dass es die kommunistische Diktatur in Russland, den Stalinismus und die sowjetische Herrschaft in Ostmitteleuropa nach 1945 ohne den Ersten Weltkrieg wohl nicht gegeben hätte.

Der Erste Weltkrieg löste keines der Probleme, die zu seinem Ausbruch geführt hatten. Vielmehr schuf er neue. In Osteuropa veränderte der Krieg die territoriale und politische Landkarte von Grund auf. Zu den oft unterschätzten Folgen zählt vor allem die Auflösung des Habsburgerreiches. Jahrhundertlang war der Vielvölkerstaat die zentrale Ordnungsmacht in Südosteuropa gewesen mit einer Fläche, die deutlich größer war als die des Deutschen Kaiserreichs. Nun wurden die habsburgischen Territorien auf sieben Staaten aufgeteilt. Die Tschechoslowakei, Ungarn und Österreich entstanden als eigenständige Staaten neu, und auch Polen, das über mehr als ein Jahrhundert zwischen der Habsburgermonarchie, dem Zarenreich und dem Deutschen Reich aufgeteilt gewesen war, wurde als Staat neu gegründet. Zusammen mit den baltischen Staaten, die nun auch eigenständige Staaten wurden, entstanden in Osteuropa neun neue Staaten, wo vorher drei Großreiche geherrscht hatten – mit allen Problemen von gewaltsamen Grenzstreitigkeiten, Minderheitenkonflikten und politischer Instabilität, für die wir allerdings einen eigenen Vortrag bräuchten.

Im Westen des Kontinents blieb die alte Staatenordnung auch nach dem Krieg weitgehend bestehen. Die beiden Kriegssieger Großbritannien und Frankreich wurden ihres Sieges aber nicht recht froh. Frankreich suchte verzweifelt nach Sicherheit vor Deutschland, sah sich mit seinen Zielen eines harten Friedens aber von den USA und Großbritannien allein gelassen. Das Deutsche Reich wiederum war durch die Kriegsniederlage und den Versailler Vertrag zwar einstweilen geschwächt. Auf Dauer aber befand es sich möglicherweise sogar in einer stärkeren Position als vor 1914, weil es der Konfrontation mit Russland einstweilen ledig war. So sah das in Deutschland freilich kaum jemand. Vielmehr war die Revision von Versailles das einzige gemeinsame Ziel aller politischen Kräfte in Deutschland – und ein ständiger Unruheherd in Europa.

Europa gelang es nicht, nach dem Krieg eine stabilere Staatenordnung zu finden als vor 1914, und schon in den dreißiger Jahren brach sie zusammen – mit weitreichenden Folgen für die Geschichte des 20. Jahrhunderts.

## **Europäische Vormacht der Welt / Kolonialismus**

Zugleich erschütterte der Erste Weltkrieg die europäische Vormacht in der Welt. Frankreich und Großbritannien gewannen zwar erst einmal noch koloniale Besitzungen hinzu – die vormaligen deutschen Kolonien und die Mandatsgebiete im Nahen Osten, die aus dem Ende des Osmanischen Reiches hervorgegangen waren – und das Britische Empire erreichte seine größte Ausdehnung erst 1931. In der Zwischenkriegszeit begannen aber erste Dekolonisierungsbewegungen, die nun auf geschwächte Kolonialmächte und nicht mehr auf die kraftvollen Weltmächte vor 1914 stießen. Der Zweite Weltkrieg gab dann den endgültigen Anstoß zur großen Dekolonialisierung, einem der zentralen weltpolitischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts, angefangen mit der Teilung Indiens 1947 bis zur Unabhängigkeitswelle der Staaten Afrikas in den 1960er und 1970er Jahren, vielfach

begleitet von Kriegen und Gewalt – wie etwa in Vietnam – und mit weitreichenden Folgen bis heute.

Auch ohne den Ersten Weltkrieg wäre es wohl zu einem Prozess der Dekolonialisierung im 20. Jahrhundert gekommen. Aber er wäre wahrscheinlich anders, langsamer und möglicherweise auch geordneter verlaufen. Wie dem auch sei: in jedem Falle war der Erste Weltkrieg der selbst herbeigeführte Umschlagpunkt der globalen Vormacht Europas.

## **Globalisierung und Technologie**

Wirtschaftlich war der Krieg ein großer Ruinierer. Die Kriegsfinanzierung durch Anleihen bei der Bevölkerung führte zum Beispiel in Deutschland direkt in die Hyperinflation von 1923.

Überhaupt markiert der Erste Weltkrieg einen wirtschaftsgeschichtlichen Bruch und die Phase zwischen 1914 bis 1970 unterschied sich deutlich von den beiden Phasen davor und danach. Die erste Globalisierung fand durch den Ersten Weltkrieg ein abruptes Ende. Erst in den 1970er Jahren erreichten die Daten internationaler Verflechtung wie Exportquoten oder Direktinvestitionen wieder das Niveau von vor 1914. Wirtschaftspolitisch führten die marktwirtschaftlichen Reformen der 1980er Jahre wieder stärker auf wirtschaftliche Entwicklungen vor 1914 zurück. Dies sind ökonomische Indizien dafür, dass uns die Epoche vor 1914 heute in mancher Hinsicht wieder näher ist als das Zeitalter der Weltkriege und die Nachkriegszeit bis zu den 1970er Jahren.

Im Hinblick auf die technologische Entwicklung ist dieser Befund hingegen weniger eindeutig. Hier wirkte der Erste Weltkrieg als großer Beschleuniger - wie überhaupt moderne Kriege Katalysatoren technologischer Innovationsschübe sind. Giftgas und Maschinengewehre, Tanks (Panzer), U-Boote und Flugzeuge oder Medizintechnik wie z. B. Prothesen – der Erste Weltkrieg schöpfte voll aus dem Reservoir der

Hochindustrialisierung und trieb die technologische, vor allem die militärtechnologische Entwicklung zugleich kräftig voran. Dasselbe gilt für den Zweiten Weltkrieg, der die Grundlagen für die Nukleartechnologie, für den Computer und das Internet legte. Die technologische Entwicklung des 20. Jahrhunderts wäre ohne den Ersten Weltkrieg wohl langsamer verlaufen.

Ein Beschleuniger und ein Überstürzer zugleich war der Weltkrieg für die Demokratie. Monarchien wie das Deutsche Kaiserreich, Österreich oder Ungarn wurden in Demokratien verwandelt und die nach dem Krieg neugegründeten Staaten wurden allesamt mit einer demokratischen Regierungsform ausgestattet.

Die Ordnung, die auf den Weltkrieg folgte, war aber auch im Hinblick auf die Verfassungsordnungen instabil. Bis zu den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts blieb von den neu gegründeten Staaten nur die Tschechoslowakei als demokratische Republik übrig. Die Mehrzahl der europäischen Staaten, mit Ausnahme der Britischen Inseln, Frankreichs, der Benelux-Staaten und der skandinavischen Staaten wurde autoritär oder diktatorisch, jedenfalls nicht parlamentarisch-demokratisch regiert. Ein gutes Jahrzehnt nach dem Ersten Weltkrieg, so klagte der französische Lyriker und Philosoph Paul Valéry, war die Diktatur so populär geworden wie einst die Freiheit. Dem Ersten Weltkrieg folgten vielfältige Erfahrungen mit gewaltsamen Diktaturen, bevor sich die Demokratie nach 1945 im Westen und nach 1989 im Osten Europas als vorherrschende Regierungsform durchsetzen konnte.

## **Kultur und Mentalitäten**

Widersprüchlich und komplex wirkte der Erste Weltkrieg schließlich in mentaler und kultureller Hinsicht. Kriegserlebnis und Schützengraben bewirkten einen Zivilisationsschock wie er sich insbesondere in der expressionistischen Literatur und Malerei abbildete. Dabei wurde der Krieg in den einzelnen Ländern sehr unterschiedlich verarbeitet

und erinnert. In England z. B. setzte sich seit Ende der 1920er Jahre ein mahndendes Gedenken an die Schrecken des Krieges und verlorene Menschenleben durch – bis heute ganz anders als das triumphalistische, ja martialische Gedenken an den Zweiten Weltkrieg. In Frankreich und England verbreiteten sich nach dem Krieg pazifistische Strömungen bis weit in die Politik. In Deutschland hingegen mischten sich das Trauma der Niederlage, die Überzeugung, ungerecht behandelt zu werden und der Wunsch nach Revision von Versailles zu einem explosiven Cocktail. Das schon vor 1914 angelegte Krisenbewusstsein und die Kritik an der pluralistischen Moderne kamen nun offen zum Ausbruch. Ein Buchtitel wie Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“ entsprach einem verbreiteten Empfinden, das sich vor allem in den Ländern, die mit der Nachkriegsordnung unzufrieden waren, mit erheblicher Gewaltbereitschaft verband.

Für die Geschichte der **Gewalt** im 20. Jahrhundert spielt der Erste Weltkrieg eine eigentümlich doppelgesichtige Rolle. Zunächst entfesselte der Krieg in Europa Gewaltpotentiale, wie sie zuvor in den Kolonien anzutreffen gewesen waren. Ein montenegrinischer Kämpfer der Balkankriege 1912/13 erklärte einer Engländerin über den Umgang mit getöteten feindlichen Soldaten: „Wie soll ein Soldat denn seinen Heldenmut beweisen, wenn er keine Nasen mit nach Hause bringt? Natürlich schneiden wir denen die Nasen ab! Das haben wir immer so gemacht.“

Der Krieg führte zu einem Schub an Gewaltbereitschaft und Unerbittlichkeit. Die Schlacht von Verdun etwa steht dafür: weil der Krieg zum Stellungskrieg erstarrt war, setzte die II. deutsche Oberste Heeresleitung (OHL) auf eine Strategie des „Weißblutens“ – nicht um Gelände zu gewinnen, sondern um den Gegner schlicht und einfach zu dezimieren, „weißzubluten“.

Die Zwischenkriegszeit erlebte eine weitere Entfesselung von Gewalt auf allen Ebenen: Bürgerkriege oder bürgerkriegsähnliche Zustände in vielen Ländern, von Spanien über Italien und Irland bis Polen, und natürlich in Deutschland, denken wir nur an die Kämpfe

in der Frühzeit der Republik, das Krisenjahr 1923 oder die Zustände zu Beginn der 1930er Jahre. Der deutsche Nationalsozialismus zelebrierte ebenso wie der italienische Faschismus den Kult des Krieges und des Kriegers und der Zweite Weltkrieg wurde vollends zu einer Orgie der Gewalt, die nicht zwangsläufig aus dem Ersten Weltkrieg hervorging, die aber ohne den Ersten Weltkrieg kaum denkbar wäre.

Dann aber kehrte sich diese Gewaltentwicklung um. Krieg in Europa fortan zu verhindern wurde zum Programm der Einigung Europas, zunächst: Westeuropas, erst nach 1990 auch des östlichen Teils. Und genau dies ist die große historische Leistung der europäischen Integration: dass Krieg in der Europäischen Union nach allem, was wir uns derzeit vorstellen können, praktisch undenkbar geworden ist. Aber dazu bedurfte es letztlich zweier Weltkriege.

Werfen wir zum Abschluss der Bestandsaufnahme unserer „Zeitenwende“ noch einen separaten Blick auf **Deutschland**. Das Deutsche Reich am Anfang des 20. Jahrhunderts war eine „nervöse Großmacht“, der alle Möglichkeiten offen standen. Schon die Reichseinigung von 1871 hatte dem Deutschen Reich eine „halbe Hegemonie“ (Ludwig Dehio) in Europa verschafft und seit den 1890er Jahren war es auch zur technologisch-ökonomischen Vormacht in Europa geworden.

Die Hauptspannung im politischen System lag an der Frage der politischen Letztentscheidung: Kaiser und alte Eliten oder Volk und Parlament? Wie wir bereits gesehen haben, war schon 1914 eine machtvolle Tendenz zur Parlamentarisierung im Gange, die noch im Kaiserreich tatsächlich zum Durchbruch kam: Ende Oktober 1918 machte eine Verfassungsreform den Reichskanzler vom Vertrauen des Reichstages abhängig und das Deutsche Reich wurde, was die Regierungsform betrifft, eine Demokratie, bevor der Kaiser abdankte. Ohne Ersten Weltkrieg wäre dies sicher ein spannungsreicherer und konfliktbeladener Prozess gewesen. Aber die Verfassungsreform vom Oktober 1918 zeigt doch, wie offen die Entwicklung war, in der die Zeit eher in Richtung Parlamentarisierung und Demokratie arbeitete.



Stattdessen führte der Weltkrieg direkt in den Ruin der Nachkriegszeit, die Hyperinflation von 1923, die Verarmung der geldbesitzenden Mittelschichten und die Radikalisierung großer Teile der Bevölkerung, das kollektive Trauma der Kriegsniederlage dieses zuvor so dynamischen Landes sowie die innere Instabilität der Weimarer Republik. Die ökonomische Katastrophe der Weltwirtschaftskrise Anfang der 1930er Jahre traf ein durch und durch geschwächtes Deutschland, das sich in die Arme des Nationalsozialismus und seiner „nationalen Revolution“ warf. Die NS-Diktatur vertrieb weite Teile der kulturellen und wissenschaftlichen Eliten und stürzte Deutschland und die Welt in den Zweiten Weltkrieg mit seinen ungezählten Opfern, der Zerstörung der Städte und vor allem dem Holocaust als dem Zivilisationsbruch schlechthin. Er endete in der totalen Kapitulation und der Teilung Deutschlands, der zweiten deutschen Diktatur und der nachhaltigen Schädigung weiter Teile des Landes durch die Herrschaft der SED.

Nicht für alles war der Erste Weltkrieg verantwortlich, aber all das hätte es ohne den Ersten Weltkrieg so nicht gegeben. Ohne ihn wäre natürlich nicht alles gut geworden – jedenfalls aber wäre die deutsche Geschichte ganz anders verlaufen, und die europäische und die Weltgeschichte auch. Der Erste Weltkrieg war „das worst-case scenario des zwanzigsten Jahrhunderts“ (Christopher Clark), und es war in Sonderheit der entscheidende Bruch in der deutschen Geschichte.

### **III. Der Erste Weltkrieg und wir**

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist uns die Welt von vor 1914 wieder näher gerückt. Wir entdecken frappierende Ähnlichkeiten mit unserer Zeit: die Erfahrung von Beschleunigung und Globalisierung, von Dynamik und der schnellen Veränderung gewohnter Lebensumstände und Alltagswelten durch neue Technologien, das Gefühl, die Kontrolle verloren zu haben – bis hin zu psychosomatischen Reaktionen, die heute nicht Neurasthenie, sondern Burnout heißen.

Schauen wir auf die Euro-Gipfel, dann sind auch die europäischen Krisen zurück. Die Folge internationaler Krisen nach 1905 ähnelt in Vielem den Krisen-Gipfeln von heute. Unerwartete Spannungen in Europa bringen neue Nationalismen hervor, bis hin zu offenen Anfeindungen der deutschen Bundeskanzlerin, wenn es harmlos kommt mit Pickelhaube, sonst aber auch mit Führerbart und Hakenkreuz in der europäischen Presse, die in manchem an die Pressekriege vor 1914 erinnern. Befindet sich Europa am Rande einer neuen Julikrise, wie zuweilen geraunt wird?

Historiker sollten nie nie sagen, aber sie sollten auch nicht vorschnell gleichsetzen. Denn es ist die Geschichte selbst, die den Unterschied macht. In der Finanzkrise 2008 war zum Beispiel ganz offensichtlich, dass die Politiker um jeden Preis eine neue Depression wie zu Beginn der 1930er Jahre verhindern wollten. Und wenn die Bundeskanzlerin sagte, „scheitert der Euro, scheitert Europa“, dann steht dahinter der Versuch, ein neues Auseinanderfallen Europas, ein neues 1914 um jeden Preis zu verhindern. Die historische Erfahrung ist zum politischen Faktor geworden, und sie macht den entscheidenden Unterschied zu 1914, als zwar kaum jemand wirklich Krieg wollte, aber auch niemand bereit war, ihn wirklich zu vermeiden. François Mitterrands und Helmut Kohls Versöhnungsgeste 1984 auf dem ehemaligen Schlachtfeld in Verdun verkörpert die große Erzählung der deutsch-französischen Aussöhnung und der europäischen Integration als Friedensprojekt. In der Tat, noch einmal ist ein Krieg innerhalb der Europäischen Union heute faktisch nicht mehr vorstellbar.

Das heißt aber nicht, dass heute alles gut wäre und wir uns zurücklehnen könnten. Wie uns 1914 auch zeigt, können lokale Krisen eine enorme Sprengkraft entfalten und einen Flächenbrand entzünden, können einzelne Ereignisse unabsehbare Folgen haben und alles verändern. Von einem auf den anderen Tag ist dann alles anders, als man noch Tage vorher gedacht hätte, werden Dinge denkbar, die man noch Tage vorher für völlig unmöglich gehalten hätte: denken wir nur an den Fall der Berliner Mauer oder an den 11. September 2001.

Wie aber geht man mit unabsehbarer Dynamik, mit Unsicherheit und mit Angst um – und die Politiker in der Eurokrise hatten oder haben Angst, das alles auseinanderfliegt. Auch dazu eine Beobachtung aus dem Jahr 1914. In der Julikrise sind auf allen Seiten drei Muster der Argumentation zu beobachten: der Fatalismus, dass ein Krieg ohnehin kommen werde; die Vorstellung, es sei fünf vor zwölf, und daher die Idee, besser jetzt zu handeln als zu spät. So wurde der Kriegsausbruch schließlich als befreiende Tat empfunden. Käthe Kollwitz etwa, nicht gerade als Kriegstreiberin bekannt, seufzte: „Gott sei Dank, dass mobil gemacht ist, die Spannung war nicht mehr zu ertragen.“

Eindeutigkeit der Tat statt Kompromiss und Schlappeheit, das war die Devise der öffentlichen Meinung und die Disposition der Handelnden; deshalb fuhr Bethmann Hollweg auch nicht nach London. Lieber die große, endgültige Lösung als weiter durchwurschteln, auf Sicht fahren oder wie die Engländer sagen: muddle through. Auch in der Euro-Krise hätten viele lieber eine klare Lösung: die einen den Austritt Griechenlands oder die Wiedereinführung der D-Mark, die anderen den großen Sprung nach vorn in die Transferunion.

Aber: das Aushalten von Uneindeutigkeit und Krise ist eine Grundbedingung der gesamten Moderne. Nichts ist unabwendbar und nichts ist sicher. Alles kommt anders als gedacht, und manchmal ist es entscheidend, einfach nur Zeit zu gewinnen.

Die Lehre daraus ist: Skepsis gegen den großen Sprung und den Drang nach Eindeutigkeit. Hätten die Schlafwandler im Juli 1914 auf mehr muddle through gesetzt statt den Sprung in die Eindeutigkeit zu suchen, der ein Sprung ins Dunkle war: niemand weiß, was geworden wäre – auf jeden Fall aber hätten sie Europa eine Katastrophe erspart, die zur Zeitenwende wurde.



## Die Kriegsversehrten. Körperliche und seelische Leiden und die Medizin im Ersten Weltkrieg

---

### Livia Prüll

Am 12. Mai 1918 schrieb eine Frau aus Leutkirch im Allgäu einen Brief an den Kaiser, in dem sie eine Bitte an ihn richtete. Es ging in diesem Brief um ihren gefallenen Mann und sie schrieb unter anderem folgendes: „...So möchte ich Eure Majestät! allergnädigst bitten, da wir unsern unvergesslichen Gatten u Vater, auch gern in der Heimat beerdigt hätten, ob mir Eure Majestät! nicht dazu behilflich wäre, da ich halt unbemittelt bin, <...> dass ich den Leichnam meines guten Mannes mit wenig Kosten bekommen könnte...“.<sup>1</sup>



Es war nur „eine Bitte“ und in der Quellensammlung zum Ersten Weltkrieg, die von Bernd Ulrich und Benjamin Ziemann herausgegeben wurde, ist eben dieser Brief als letztes Dokument unter demselben Titel präsentiert. „Eine Bitte“ bezeichnet nämlich sehr gut die bescheidene Trauer, mit der die Mütter und Ehefrauen bzw. die Angehörigen den Kriegstod ihrer Söhne, Männer, Brüder etc. hinnehmen sollten. Dies war der gesellschaftliche Zwang, der beispielsweise Pfarrer dazu brachte, das Weinen am Grab des Gefallenen zu verbieten – in Erinnerung daran, dass derjenige ja schließlich den Heldentod für das Vaterland gestorben war. Doch der Umgang mit den massenhaft anfallenden Kriegstoten – vor allem nach 1916 – war nur die eine Seite der Medaille. Die andere waren die ebenfalls in großer Zahl anfallenden Kriegsversehrten – Männer, die nicht von dem technisierten Krieg verschluckt, sondern von diesem verstümmelt wieder ausgespiesen wurden. Diese Männer konnten nicht in stiller Trauer und in Heldengedenken auf Ehrentafeln verbannt werden. Sie lebten

---

<sup>1</sup> Bernd Ulrich, Benjamin Ziemann (Hrsg.), Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit, Frankfurt/M. 1994, S. 209.

vielmehr und sie stellten daher mit ihrem Erscheinen eine permanente Provokation dar, indem sie die Frage nach Kosten und Nutzen des Krieges immer wieder neu aufwarfen. Ferner löste das Auftauchen der Kriegsversehrten zahlreiche Folgeprobleme auf, mit der sich die Kriegsgesellschaft vor und nach 1918 auseinandersetzen musste.<sup>2</sup>

In diesem Beitrag soll es um eben diese Kriegsversehrten gehen. Dabei werde ich mich mit zwei Gruppen beschäftigen, die auch in dieser Formation während des Kriegs auffielen. Es handelt sich einerseits um die körperlich Kriegsversehrten, also diejenigen, die ihre Gliedmaßen, ihr Gehör, ihre Augen oder gar ihr Gesicht im Feld verloren hatten und andererseits – die zweite Gruppe – um die sogenannten „Kriegszitterer“ oder „Kriegsneurotiker“, die als seelisch Kriegsversehrte eine andere Problematik aufwiesen. Ich möchte zunächst nacheinander über den Umgang mit diesen beiden Patientengruppen während des Ersten Weltkrieges berichten, um danach in einem (dritten) Ausblickskapitel auf deren weiteres Schicksal in der Weimarer Zeit einzugehen. Viertens dann geht es um die neue Männlichkeit und den Ersten Weltkrieg. In einem Abschlusskapitel werde ich dann versuchen zu beantworten, ob man tatsächlich von einer „Zeitenwende“ in Bezug auf unser Thema sprechen kann und ich werde in diesem Zusammenhang die wesentlichen Gesichtspunkte des Themas noch einmal hervorheben.

## **1. Die körperlich Kriegsversehrten zwischen 1914 und 1918**

Vor dem Hintergrund der militärtechnischen Entwicklungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte man vor 1914 schon eine Ahnung davon, dass der nächste Krieg anders werden würde, als beispielsweise der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71. So

---

<sup>2</sup> Vgl. zur Heimatfront im Ersten Weltkrieg beispielhaft: Roger Chickering, Freiburg im Ersten Weltkrieg: totaler Krieg und städtischer Alltag 1914-1918, Paderborn 2009; Der Krieg daheim. Karlsruhe 1914-1918. Herausgegeben vom Stadtarchiv Karlsruhe durch Ernst Otto Bräunche und Volker Steck, Karlsruhe (Info Verlag) 2014.

spekulierte man auch unter Medizinerinnen über die zerstörerische Kraft neuer Projektile der Infanteriegewehre oder der Artilleriegeschosse. Was dann aber kam, übertraf doch alle Erwartungen. Das unerwartet schnelle Ende des Bewegungskrieges und die Modalitäten des neuartigen Stellungskrieges führten zu einem Auftreten von massiven Verstümmelungen, auf die man in Art und Umfang keinesfalls vorbereitet war. Zwar hatte sich vor 1900 bereits ein Heeres-sanitätswesen entwickelt. Dieses zeigte sich aber bald nach Kriegsausbruch überfordert. Die Zahl der Ärztinnen und Krankenschwestern reichte nicht aus, im Verlauf des Krieges mussten zahlreiche zivile Kräfte in beiden Bereichen rekrutiert werden, sodass dann die Zivilbevölkerung schnell unterversorgt war. Die Chirurgie war in Deutschland als dem Kernland der naturwissenschaftlichen Medizin auf sehr hohem Stand, doch wie man in einem dunklen Unterstand ohne Licht operieren sollte, hatte man nicht geübt und man wusste das nicht. Ferner war der bald einsetzende Materialmangel an Betäubungs- und Desinfektionsmitteln nicht eingeplant. Erst Recht hatte man keine Erfahrung mit den verschiedensten Verstümmelungen, denn die in Friedenszeiten auftretenden klassischen Unfallverletzungen unterschieden sich deutlich von der alles zeretzenden Wirkung der Artilleriegranaten. Auch war der schlichte Umfang des Auftretens der Mutilationen (Verstümmelungen) eine Überforderung der Sanitätsplätze, Hospitäler und Universitätskliniken. Es fehlte an Fachpersonal, die Expertise mit den neuen Verletzungen musste erst entwickelt werden.

Wie ging man nun mit dem Problem der körperlich Kriegsversehrten und den auftretenden Folgeproblemen um? Dies lässt sich am ehesten an einem Beispiel festmachen, und zwar an demjenigen des wohl bekanntesten zeitgenössischen Operateurs und Behandlers von Gliedmassenverlust und -verstümmelung, nämlich dem Berliner Chirurgen und Orthopäden Konrad Biesalski (1868–1930). Dieser hatte schon vor dem Krieg die Behindertenfürsorge in Deutschland aufgebaut. Dabei war es Biesalski um körperbehinderte Kinder gegangen, die er vom Status der Armen und Siechen befreit hatte, indem er eine „Krüppelfürsorge“ aufbaute, die diese Menschen nunmehr zu Patienten in speziellen orthopädischen Anstalten machte. Nach einer

ersten Zeit der Studien an diversen Anstalten gründete er schließlich das „Oskar-Helene-Heim“ in Berlin-Dahlem, wo er die „Krüppelfürsorge“ ausbaute und auch Operations- und Orthopädietechniken entwickelte, um den „Krüppelkindern“ zu helfen. Dabei gehörte es zur Konzeption von Biesalski, den ganzen Menschen zu behandeln, das heißt Erziehung, Unterricht und Berufsausbildung des Kindes mitzusteuern, um eine Wiedereingliederung dieser als Sieche klassifizierten Menschen in die Gesellschaft zu erreichen.

Dieser Ausgangspunkt von Biesalskis Wirken spielte eine große Rolle, als er dann 1914 mit einem neuen „Krüppelproblem“ konfrontiert wurde. Zunächst waren dies natürlich chirurgische und orthopädische Herausforderungen der medizinischen Versorgung. In enger Kooperation mit den Herstellern von Prothesen ging es darum, den Ersatz der Gliedmaßen bestmöglich an den medizinischen Ausgangsdefekt anzupassen. Dies verlangte den Operateuren und Prothesenherstellern eine große Innovationsfreudigkeit ab und spornte den Erfindungsgeist auf beiden Seiten dementsprechend enorm an. So mussten im Ersten Weltkrieg alleine rund 50.000 Bein- und Fußverluste versorgt werden. Dabei wurde besonderes Augenmerk auf zwei Punkte gerichtet: einmal die ästhetische Rekonstruktion, um gesellschaftliche Akzeptanz des Betreffenden wiederherzustellen bzw. zu garantieren, zum zweiten – dann wenn möglich – auch eine Wiederherstellung der Funktionsfähigkeit des entsprechenden Körperteils. Berühmt wurde zum Beispiel der prothetische Arm, den der Chirurg Ferdinand Sauerbruch (1875–1951) entwickelt hatte. Bei diesem Produkt, sollte vor allem die Greiffähigkeit garantiert werden und er wurde entsprechend zu seinem Erfinder als „Sauerbruch-Arm“ bekannt.

Biesalski selbst legte aber auch Wert auf einen anderen Punkt. Wie schon bei seinen pädiatrischen Patienten erkannte er, dass es mit dem Gliedmaßenersatz nicht getan war, sondern dass es die Lebenseinstellung und nicht zuletzt das Selbstwertgefühl der Kriegsversehrten war, die beide mitbeachtet bzw. mitbehandelt werden mussten, um eine erfolgreiche Prothesenanwendung und damit eine soziale Reintegration zu gewährleisten. Grundproblem war der Angriff auf die



Maskulinität der Betroffenen. Gerade im Wilhelminischen Deutschland war eben diese sehr stark an archaische Werte wie Stärke und körperliche Leistungsfähigkeit gekoppelt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatten sich viele Männer in Turn- und Sportvereinen betätigt, als einjährig Freiwillige bei der deutschen Armee waren diese Eigenschaften ebenfalls gefragt. Fehlende Arme und Beine passten nun nicht zu diesen Männlichkeitszuschreibungen. Hier aber setzte Biesalski an, indem er gerade beim Umgang mit der Prothese eine eigene Philosophie entwickelte, die sich auf die Arbeitsfähigkeit des Individuums konzentrierte. Die Prothese sollte so konstruiert sein, dass sie den Arbeitsanforderungen des Individuums nicht nur genügte, sondern diese geradezu perfektionierte. Es ging um die Herstellung der perfekten Mensch-Maschine-Verbindung, indem die Prothese zu den Anforderungen an den Arbeiter passte, wie der Schlüssel zum Schloss. So wurden Prothesen mit Schraubenschlüsselaufsatz entwickelt, die passgenau auf die industriellen Fertigungsanforderungen des Betriebes gemünzt waren. Die Prothese war für Biesalski geradezu besser als der alte Arm, sie stellte eine Perfektionierung menschlicher Möglichkeiten dar. Die Selbstidentifikation des Mannes über Arbeit wurde hier angesprochen, man hoffte auf diese Weise das angegriffene Selbstwertgefühl der Kriegsversehrten mehr als kompensieren zu können. Ein anderer Ansatz Biesalskis war die direkte Beratung seiner Patienten im Umgang mit ihrem Leiden. So wie sich alle im Krieg zusammenrissen, um das Größtmögliche für das Deutsche Volk zu erreichen, so sollte sich auch der Kriegsversehrte nicht seinem Leiden ergeben, nicht in Selbstmitleid versinken. Vielmehr sollte er seine gesamte Arbeitskraft ohne Murren zum Wohle des Volkes einsetzen. Er sollte mithilfe seiner Prothese so arbeiten, dass es gar nicht mehr auffiel, das er kriegsversehrt war, sein Leiden wurde praktisch „wegprothetisiert“. Wichtig war in diesem Zusammenhang der Begriff des „Willens“. Mit dem zugehörigen Willen war es möglich, sein Selbstmitleid zu bekämpfen, ja der Wille wurde geradezu zu einer Kategorie des Männlichen hochstilisiert, die das Fehlen von perfekter Geh- oder Greiffähigkeit problemlos ersetzen konnte. Der Appell an die Willenskraft des Kriegsopfers wurde durch die Haltung der Bevölkerung unterstrichen, die in den Kriegsjahren zunächst mit

Wohlwollen auf die Männer ohne Arme und Beine schaute und sie als heroische Gestalten sah, die sich für ihr Vaterland eingesetzt hatten. Biesalski tat ein Übriges, um diese Haltung anzufeuern, indem er prothetisch versorgte Patienten in öffentlichen Veranstaltungen auf der Bühne laufen und greifen ließ. Damit präsentierte er die Wunderwerke der orthopädischen Technik und bastelte damit auch an der Professionalisierung seines eigenen Faches. Gleichzeitig versuchte er, die Bedeutungslosigkeit des Gliedmassenverlustes zu demonstrieren, indem die Patienten nun scheinbar körperlich uneingeschränkt mit noch perfekteren Ersatzteilen umgingen. Nicht umsonst veränderte Biesalski die Terminologie, wenn er den „Kriegskrüppel“ zum „Kriegsbeschädigten“ umbtaufte. Damit sollte der Kriegsversehrte vom Siechen zum Patienten und letztlich vom Patienten zum akzeptierten Mitglied der Gesellschaft werden.<sup>3</sup>

## **2. Die psychisch Kriegsversehrten zwischen 1914 und 1918**

Ähnlich wie die Orthopäden und Chirurgen, gingen die Psychiater mit einer positiven Grundstimmung in den Krieg. So wie die anderen Fachdisziplinen auch, wollte man einen Beitrag zum siegreichen Ende des Unternehmens leisten und auch die eigene Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen. Wie auch bei den anderen medizinischen Fächern hatte man keine Zweifel an der Sinnhaftigkeit der ärztlichen Aufgaben und an der Notwendigkeit der Unterstützung der Militärs und der militärischen Ziele. Man war in der Psychiatrie der Meinung, dass man für die „Aufrüstung der Seelen“ zuständig sei, das heißt man hatte dafür Sorge zu tragen, dass die gesamte Bevölkerung – Soldaten und Zivilisten – im Krieg leistungsfähig blieb. Und wenn nötig, musste man die Leistungs-

---

<sup>3</sup> Zu den körperlichen Kriegsversehrten siehe: Kienitz, Sabine, Beschädigte Helden: Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914–1923, Paderborn 2008; Philipp Osten, Die Modellanstalt. Über den Aufbau einer „modernen Krüppelfürsorge“ 1905–1933, Frankfurt 2004; Klaus-Dieter Thomann, Die medizinische und soziale Fürsorge für die Kriegsversehrten in der ersten Phase des Krieges 1914/1915, in: Wolfgang U. Eckart, Christoph Gradmann (Hrsg.), Die Medizin und der Erste Weltkrieg, Pfaffenweiler 1996, S. 183–196.

fähigkeit wiederherstellen. Allerdings ging man davon aus, dass das Deutsche Volk insgesamt seelisch aufgrund seiner Konstitution den Krieg gut führen konnte, ja dass es seinen Gegnern sogar überlegen sei. Die Psychiatrie hatte in diesem Rahmen eine wichtige Stützfunktion.

Die Zeit kurz nach Kriegsausbruch schien die Annahmen der Psychiater zu bestätigen. Die Soldaten zeigten sich den Anforderungen des Krieges zunächst gut gewachsen. Mit dem Stillstand des Bewegungskrieges an der Westfront jedoch, mit dem Einsetzen des Grabenkrieges, änderte sich die Situation. Etwa ab Mitte 1915 häuften sich Berichte über Patienten mit einem bestimmten, eigenartigen Symptomenkomplex, der medizinisch nur schwer einem der bis dato bekannten psychiatrischen Krankheitsbilder zuzuordnen war. Und diese Patienten traten zunehmend massiert auf und wurden zum sanitätsmedizinischen Problem. Es handelte sich dabei um Kombinationen zwischen psychischen Störungen und motorisch-nervösen Ausfallerscheinungen. Die psychischen Störungen umfassten Schlafstörungen, Unruhe- und Erregungszustände sowie schwere Konzentrationsstörungen. Die motorisch-nervösen Probleme betrafen Störungen des Gehens und Stehens sowie des Greifens – bedingt zum Teil durch starkes Zittern und Schütteln der Extremitäten – sowie auch Sprach-, Schluck- und Hörstörungen. Diese Symptome traten in unterschiedlichen Kombinationen auf. Sie waren nur schwer einem spezifischen Ereignis zuzuordnen. Deshalb passten sie in keine der bekannten psychiatrischen Rubriken und machten der Psychiatrie Kopfzerbrechen. Allerdings waren diese neuen Krankheitsbilder auch interessant – und zwar in zweierlei Hinsicht.

Einerseits boten sie der Psychiatrie die Chance, ihren Beitrag zur Versorgung der Soldaten und damit ihre Kriegswichtigkeit zu demonstrieren. Konnte man dieses Krankheitsbild heilen oder zumindest einigermaßen erfolgreich behandeln, so musste dies ein entscheidender Beitrag zur erfolgreichen Beendigung des Krieges sein.

Andererseits bot dieses neue Krankheitsbild die Chance, den beschädigten Ruf der eigenen Profession zu verbessern. Die Psychiatrie

hatte das spezifische Problem, dass bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges nur wenige seelische Krankheiten wirklich ursächlich geklärt werden konnten, die Therapien bestanden in einem Ausdruck von Hilflosigkeit zumeist in rein symptomatischen Maßnahmen wie Dauerbädern, Beruhigungsmitteln und auch noch dem Einsperren in Tobzellen. Die großen Landesheilanstalten waren überfüllt und eine effektive Therapie beispielsweise für die klassischen psychiatrischen Krankheiten wie Schizophrenie bzw. „manisch-depressives Irresein“ war nicht in Sicht. Bei den sogenannten „Kriegszitterern“ bot sich jetzt die Chance, mit der Entwicklung spezifischer neuer Behandlungsverfahren vielleicht tatsächlich erfolgreiche therapeutische Interventionen demonstrieren zu können.

Aus diesen zwei Gründen stürzte sich die Psychiatrie in das Abenteuer, diese Krankheitsbilder in möglichst kurzer Zeit zu beseitigen. Die Profession schloss sich zusammen, um in einer konzertierten Aktion tätig zu werden. Im Jahre 1916 führten der „Deutsche Verein für Psychiatrie“ und die „Gesellschaft deutscher Nervenärzte“ in München eine kriegspsychiatrische Tagung durch – heute würde man sagen, um möglichst gute Synergieeffekte zu erzielen. Diese Tagung ist insofern interessant, als auf ihr tatsächlich das Programm beschlossen wurde, nach dem man in den nächsten Kriegsjahren die „Kriegszitterer“ behandeln sollte. Und dieses Programm sagt viel über die Anschauungen der zeitgenössischen Psychiatrie zum Verhältnis von körperlicher und seelischer Verfasstheit, die dann auch Auswirkungen auf die Nachkriegszeit haben sollten.

Auf der Tagung kam es zu harten Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern zweier Anschauungen. Der Neurologe und Psychiater Hermann Oppenheim (1857–1919) war ein Verfechter der These von einer traumatischen Verursachung des „Kriegszitterns“. Dabei stützte er sich auf Erfahrungen des vergangenen Jahrhunderts mit Unfallereignissen im Zusammenhang mit der Einführung der Eisenbahn. Die sogenannte „Railway spine“, die Verletzung der Wirbelsäule durch die Erschütterungen beim Fahren, wurde von ihm mit dem Unfallereignis des Kriegszitterns verglichen. Die Ursache des „Kriegs-

zitterns“ wiederum war damit der Krieg, dem der Mensch hilflos gegenüberstand. Demgegenüber vertrat die Mehrheit der deutschen Psychiater eine andere Meinung. Ursächlich für den Zusammenbruch dieser Patienten im Feld war nicht irgendeine Einwirkung auf den Körper, sondern das Versagen der geistig-seelischen Kräfte. Die Konzentration musste daher darauf gerichtet sein, mit einer somato-psychischen Therapie den „Willen“ der Patienten wieder aufzurichten. Der „Wille“ war also die zentrale Kategorie und die Verführung war groß, gerade im Rahmen des politisch-militärischen Kontextes auch moralische Bewertungen der Patienten vorzunehmen. So unterschied man zwischen den sogenannten „Kriegsneurotikern“ und den „Kriegshysterikern“. Bei den „Kriegsneurotikern“ handelte es sich meist um Offiziere, die ihre mehr oder weniger leichten Ausfallserscheinungen durch eine Erschöpfung wegen Überanstrengungen erlebten – wir würden das heute als „Burn-out“ bezeichnen. Die „Kriegshysteriker“ hingegen waren meist Angehörige der Mannschaften, die ihre Symptome aufgrund einer genuinen Willensschwäche bekamen. Diese Willensschwäche wurde mit einer erblich bedingten schlechten Konstitution, ja Degeneration in Verbindung gebracht. Sie waren verweichlicht bzw. verweiblicht und sie stellten für die Kriegspsychiater qua Masse das Hauptproblem in der Behandlung des Phänomens dar.

Wie schon angedeutet, setzte sich jene große Fraktion der „Kriegspsychiatrie“ auf dem Kongress durch, Hermann Oppenheim reiste vorzeitig ab. Somit bestimmten auch Kriegspsychiater wie Max Nonne (1861–1959), Psychiater in Hamburg-Eppendorf, oder der Tübinger Psychiater Robert Gaupp (1870–1953) im Folgenden die Richtschnur des Handelns. Die Idee war, vor allem die „Kriegshysteriker“ mit drakonischen Maßnahmen im Rahmen einer Art „Blitzheilung“ wieder kriegsverwendungsfähig zu machen. Diese Behandlungen bestanden aus Einwirkungen auf den Körper mit Geräten und auf den Geist mit Anweisungen und Befehlen, um letztlich sowohl die psychischen als auch die nervös-motorischen Störungen zu beseitigen. Angewandt wurde beispielsweise galvanischer Wechselstrom, Hypnose und Zwangsexerzieren. Bei Sprachstörungen wurde eine Metallsonde in den Rachen geschoben, um ein Erstickungsgefühl zu erzeugen,

das schließlich quasi mit Gewalt das Sprachvermögen ankurbeln sollte. „Kriegsneurotiker“ hingegen sollten mit einfachen roborierenden Maßnahmen – Beruhigungsmittel, Auszeiten und Liegekuren – behandelt werden. Diese Behandlungen fanden ab 1916 in enger Kopplung an die psychiatrischen Universitätskliniken in speziellen Nervenlazaretten statt.

Die Kriegspsychiatrie versuchte, ihre Behandlungsmaßnahmen vor allem innerhalb der Medizin zu popularisieren, demonstrierte die Heilungsergebnisse in Statistiken und Filmen und konnte nach eigenem Ermessen bis 1918 eine positive Bilanz des Handelns vorweisen. Wir wissen allerdings heute, dass die Direktiven der Kriegspsychiater die Truppenärzte an der Front kaum erreichten. Ich habe in einem Projekt durch Mitarbeiter eine Stichprobe von ca. 1000 Krankenakten des Ersten Weltkriegs screenen lassen, was zeigte, dass alle kriegspsychiatrischen Patienten an der Front mehrheitlich mit simplen Stärkungsmaßnahmen wie Fruchtsäften und Liegekuren – bei langen Lazarettliegezeiten – behandelt wurden. Es war eben der Krieg der von den Truppenärzten als Ursache des Leidens erkannt wurde, was den politisch-ideologischen Charakter der kriegspsychiatrischen Theorien aufzeigt.<sup>4</sup>

### **3. Nach dem Krieg – Der Umgang mit den Kriegsversehrten**

Insgesamt waren es 2,7 Millionen körperlich Kriegsversehrte, die 1918 zu verzeichnen waren. Dies musste von der Kriegs- und Nach-

---

<sup>4</sup> Livia Prüll, Philipp Rauh (Hrsg.), Krieg und medikale Kultur. Patientenschicksale und ärztliches Handeln in der Zeit der Weltkriege 1914-1945, Göttingen 2014. Zu den psychisch Kriegsversehrten vgl. Julia Barbara Köhne, Kriegshysteriker. Strategische Bilder und mediale Techniken militärpsychiatrischen Wissens (1914–1920), Husum 2009; Hans-Georg Hofer, Nervenschwäche und Krieg. Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie (1880–1920), Wien 2004; Paul Lerner, Hysterical Men. War, Psychiatry and the Politics of Trauma in Germany, 1890–1930, Ithaca, London 2003; Peter Riedesser, Axel Verderber, „Maschinengewehre hinter der Front“. Zur Geschichte der deutschen Militärpsychiatrie, Frankfurt/M. 1996.

kriegsgesellschaft bewältigt werden. Und nach der Kriegsniederlage wandelte sich deren Situation deutlich. Von Kriegshelden wurden sie zu Männern, die permanent an die Kriegsniederlage erinnerten. Biesalskis Anspruch an die körperlich Kriegsversehrten, ihr Leiden mithilfe der perfekten Prothese und dem Willen zur Arbeit unsichtbar zu machen, wurde nun von der Gesellschaft eingefordert. Den Hintergrund hierfür bildeten nicht zuletzt die schwierigen Familienverhältnisse, mit denen der Kriegsversehrte konfrontiert war. Seine Frau, die im Krieg eigenständig gewirtschaftet hatte, musste lernen, nicht nur mit einem Kriegsversehrten zu leben, sondern diesen auch zu versorgen. Umgekehrt plagten den Mann Minderwertigkeitskomplexe, da er seiner alten Rolle und damit klassischen Erwartungen an den Mann nicht mehr gerecht werden konnte. Dies wurde vor allem im Vergleich mit den überlebenden unversehrten Kriegsveteranen deutlich, die sich nicht zuletzt durch die Heroisierung des Krieges als Reifungs- und Durchhalterlebnis hervortaten. Vom Kriegsversehrten wurde nun erwartet, sich zusammen zureißen, in einer neuen Form der Männlichkeit unter äußerster Anspannung des Willens seine Leiden zum Verschwinden zu bringen und umgekehrt durch äußerste Leistungsbereitschaft seinen Beitrag zum Wiederaufstieg Deutschlands zu leisten. Dabei wurden die Kriegsversehrten durch ihren langwierigen Kampf um ihre Rente immer wieder an den Krieg und ihr Leiden erinnert. Die neuen Männlichkeitsvorstellungen, die sich entwickelten, waren damit in sich gebrochen. Und eine besondere Toleranz gegenüber Behinderung entwickelte sich in der Deutschen Bevölkerung, die nicht mehr an die Kriegsniederlage erinnert werden mochte, nicht.

Hier griff nun Biesalskis Forderung nach Maskierung. Dies umso mehr, als dass mit dem neuen Rentengesetz von 1920 eine Neuregelung der Bezüge für Kriegsbeschädigte einherging. Ging die Festsetzung als Kriegsbeschädigter oder Kriegsinvalider stark von den Ansichten der jeweiligen Gutachter aus und wurde nach dem militärischen Dienstgrad geregelt, so bildete nun das neue Gesetz einen anderen Rahmen, indem der Grad der Beschädigung zur Messlatte für die Einstufung genommen wurde. Dieses neue System, das letztlich den lee-

ren staatlichen Kassen Tribut zollte, bedingte, dass viele der Rentenberechtigten in ihren Bezügen herabgestuft wurden. Damit erhielten die Kriegsversehrten im Weimarer Staat keine ideelle Anerkennung und sie waren auch oft mit dem finanziellen Ausgleich unzufrieden.

Noch schlechter als den körperlich Versehrten erging es den psychisch Versehrten, das heißt den „Kriegszitterern“, die den Krieg überlebt hatten. Viele von ihnen hatten sich nach dem Krieg gegen ihre ehemaligen Behandler gewandt, da die martialischen kriegspsychiatrischen Prozeduren von den ehemaligen Patienten als Quälerei empfunden wurden. Diese Aktionen wurden flankiert durch öffentliche Problematisierungen der Kriegspsychiatrie, so zum Beispiel in Filmen wie „Das Kabinett des Dr. Caligari“ von 1920. Der österreichische Filmregisseur Georg Wilhelm Pabst (1885–1967) bezog ferner in seinem 1930 in die Kinos gelangten Antikriegsfilm „Westfront 1918“ letztlich – ob bewusst oder unbewusst – Position gegen die kriegspsychiatrische Doktrin. Pabst zeigte nämlich einen Leutnant, der einen schweren psychischen Zusammenbruch erlitt und nicht etwa einen Gefreiten. Keiner der Mannschaften war in Pabsts Film von diesem Leiden betroffen. Dies passte zur Diktion des „roten Pabst“, der sich im Rahmen des Programms der „Neuen Sachlichkeit“ der Darstellung gesellschaftlicher Probleme und deren Diskussion verschrieben hatte. Durch Vektoren wie Pabst wurde die Gegenposition zur Kriegspsychiatrie, die psychische Leiden der Soldaten dem Kriegsgeschehen zuschrieb, popularisiert.

Umgekehrt konstruierten die ehemaligen Kriegspsychiater ihre eigene Theorie vom Wirken der „Kriegszitterer“. Unterfüttert von der durch Erich Ludendorff (1865–1937) im September 1918 propagierten „Dolchstoßlegende“ war es für die Kriegspsychiater nicht die Heimat alleine, die der Armee in den Rücken gefallen war, sondern die zahlreichen „Simulanten“, „Drückeberger“ und „minderwertigen Elemente“ unter den Soldaten, die schon während des Krieges zu Patienten geworden waren, die Kampfkraft unterminiert hatten und jetzt ungeniert Rentenforderungen stellten oder in Soldatenräten gegen die alten Autoritäten polemisierten. Die Probleme mit konstitu-



tionell „minderwertigen“ Abweichlern an der Kriegs- sowie Heimatfront wurden auch von dem Psychiater Max Nonne benannt, wenn er im Jahr 1922 das Verhalten der Kriegsneurotiker bei und nach der Revolution beschrieb. Der Kriegsneurotiker würde – so Nonne – auf Grund seiner seelischen Konstitution stets erklären, dass er zu hart behandelt wurde und er würde weniger zu leisten suchen als von ihm verlangt würde. Und es waren nach Nonne gerade die Neurotiker, die „während der Revolution Erstaunliches leisten [konnten] im Reden, Agitieren, Herumlaufen, Schreiben und Organisieren“. Nonne schrieb dazu, es bleibe nur die Hoffnung, dass auch der gegenwärtigen „Periode der Nachgiebigkeit“ eine „Periode straffer Zügelführung“ folgen werde. Die Bevölkerung und die Behörden seien dahingehend aufzuklären, dass sie den Kriegsneurotikern „nicht durch unzweckmäßiges Mitleid schaden“.<sup>5</sup> In diesem Sinne ging für die Kriegspsychiater der Krieg auch in der Weimarer Republik weiter. Nur wurde er jetzt gegen die Feinde von Innen geführt.

Der Hauptkampfplatz waren die Rentenansprüche der ehemaligen Patienten. Dabei wurde wiederholt, was schon im Krieg postuliert worden war: Da die „Kriegsneurosen“ mit dem fehlenden „Willen“ ihrer Träger zusammenhingen, konnten in den Augen der Psychiater damit auch keine Rentenansprüche von dem Leiden abgeleitet werden. Aufgrund dieser Haltung entspannen sich Auseinandersetzungen mit staatlichen Organen, da der Weimarer Staat grundsätzlich auch die psychisch kranken Kriegsveteranen in seinen Sorgenfundus einschloss. Die Schilderungen der Patienten wurden von den medizinischen Gutachtern meist als „Rentenwunschkonstruktionen“ abgetan. Der Veteran sollte nach Meinung des psychiatrischen Establishments anstatt der Gewährung einer Rente unter Einsatz seiner Willenskraft in die Arbeitswelt reintegriert werden.

---

<sup>5</sup> Max Nonne: „Therapeutische Erfahrungen an den Kriegsneurosen in den Jahren 1914–1918“, in: Karl Bonhoeffer (Hg.): Geistes- und Nervenkrankheiten (Handbuch der Ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege 1914/1918, hrsg.v. Otto v. Schjerning, Bd. IV), Leipzig 1922/1934, S.102–121, bes. S.116 (Zitat 1), 118 (2 u. 3.), 119 (4.).

Die herrschende psychiatrische Lehre bei Entschädigungsfragen konnte sich in der Weimarer Zeit allerdings nicht durchsetzen. Der Weimarer Rechtsstaat gewährte seelisch versehrten Kriegsveteranen bis zur nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 in den überwiegenden Fällen eine staatliche Versorgung. Neben den finanziellen Forderungen bestand bei ihnen eine Einigkeit im Wunsch nach Anerkennung des Leidens im Sinne einer Ehrbezeugung, die nicht zuletzt auch symbolisch den Dank für den Dienst am Vaterland ausdrücken sollte. Dieses Anliegen wurde ihnen weder durch den Weimarer Fürsorgestaat und noch weniger im Dritten Reich erfüllt. Mehr noch: Gerade in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft verschlechterte sich die Situation der psychisch Kriegsversehrten dramatisch, wurde ihnen doch im Zuge des neuen Versorgungsgesetzes ab 1934 konsequent die „Ehrenrente“ aberkannt. In der Folge überzogen etliche Kriegsneurotikerveteranen das Naziregime mit Kritik, da es die Kriegsgewalt idealisierte und in diesem Zuge die Kriegsneurose als unmännliches Versagen abtat.<sup>6</sup>

#### **4. Nach dem Krieg – Die Kriegsversehrten und die neue Männlichkeit**

Wie gesehen ist es ein interessanter Befund, dass sowohl die körperlich Kriegsversehrten als auch die psychisch Kriegsversehrten bei allen Unterschieden durch ihre Behandler mit dem Phänomen des „Willens“ konfrontiert wurden. Dabei handelte es sich letztlich um eine Umkodierung von Männlichkeit, die nicht mehr die körperliche oder psychische Integrität zur Voraussetzung für eine männliche Existenz machten. Vielmehr war es die ins extreme gesteigerte Willenskraft, die allen Unbillen des Lebens trotzt, die jetzt als männlich konnotiert wurde. Denn sie konnte geistige Defizite oder körperliche Prothesen kompensieren und dem Träger ein männliches Leben ermöglichen. Diese Ansprüche an den Patienten im Umgang mit

---

<sup>6</sup> Jason Crouthamel, *The Great War and German Memory. Society, Politics Psychological Trauma, 1914–45*, Exeter 2009.

Verwundung und Krankheit im Krieg sind bemerkenswerterweise auch in der allgemeinen Kriegsliteratur, den Tagebüchern, Memoiren und Romanen aufzufinden. Ähnlich wie das (Körper-)Bild des Kriegsinvaliden mit seinen typischen Zuschreibungen an eigene Weltkriegsinterpretationen gekoppelt war, so war auch die jeweilige ärztliche Darstellung von Tod und Verwundung bezeichnend für eine spezifische kriegsverherrlichende Erinnerungskultur. Die Haltung der Chirurgen, Orthopäden und Psychiater, aber auch die der deutschen Ärzteschaft insgesamt und der Anspruch an ihre Patienten lässt sich in der Gegenüberstellung entsprechender Schilderungen in den zwei auflagenstärksten Kriegspublikationen der Zwischenkriegszeit verdeutlichen. Es handelt sich einerseits um Erich Maria Remarques 1929 erschienenen Antikriegsroman „Im Westen nichts Neues“ und andererseits um Manfred Freiherr von Richthofens Darstellung eigener Kriegserlebnisse, die unter dem Titel „Der rote Kampfflieger“ erstmals 1917 veröffentlicht wurden. Während Remarques Roman die Grauen des Ersten Weltkriegs am Beispiel der Geschichte eines einfachen Soldaten darstellt, beschreibt von Richthofen in schnoddrigem Stil seine Weltkriegsabenteuer als schneidiger adliger Kavallerist, der kurz nach Kriegsausbruch auf das Flugzeug umsattelt. Während Remarque mit seinem Werk zur kleineren Gruppe der publizistisch tätigen Kriegsgegner der Zwischenkriegszeit in Deutschland gehört, kann man Richthofens Buch zur überbordenden Anzahl der in dieser Zeit veröffentlichten heroisierenden Publikationen der Weltkriegsliteratur zählen. Auch wenn damit beide Publikationen unterschiedlicher nicht sein könnten, so vereint sie doch ein außergewöhnlich großes Publikumsinteresse. Im Jahr 1933 hatte Remarques „Im Westen nichts Neues“ eine Auflage von etwa 1,5 Millionen erreicht, Richthofens „roter Kampfflieger“ lag bei etwa einer Million. Es ist sicherlich kein Zufall, dass wir den von den deutschen Medizinern immer wieder erhobenen Appell an die „Willenskraft“ des Patienten und die Hinnahme der körperlichen und seelischen Beeinträchtigungen im Rahmen eines schicksalhaften und jeder Kritik enthobenen Kriegsgeschehens zwischen 1914 und 1918 bei Richthofen finden, und nicht bei Remarque. Der Text des Letzteren wurde vom Ullstein-Verlag Ende der 1920er Jahre trotz seines allgemein kriegsgegnerischen

Tenors dezidiert vermarktet, um „eine liberal-demokratische Lesart des Ersten Weltkriegs im kollektiven Gedächtnis zu implementieren“. Dazu passen auch die Lazarettsszenen, die das ganze Elend des Krieges ausmalen. Demgegenüber beschworen die Bemerkungen Richthofens zu seiner Verwundung antithetisch den kriegsbejahenden Durchhaltewillen seiner Landsleute. Am 6. Juli 1917 wurde von Richthofen bei einem Luftgefecht schwer am Kopf verletzt: „Ich war vollständig erblindet. Die Sekunden wurden mir zu einer Ewigkeit. Ich merkte, daß ich noch immer fiel. [...] Meine ganze Energie zusammennehmend, sagte ich mir immer: „Ich muß sehen!“. Ob mir die Energie dabei geholfen hat, weiß ich nicht. Jedenfalls, mit einem Male konnte ich schwarze und weiße Flecke vor mir unterscheiden. Immer mehr und mehr bekam ich wieder mein Augenlicht“. Richthofen überlebt: „Meinen Richthofenschen Dickkopf hatte ich wieder mal bewiesen. Der Schädel war nicht einmal durchschlagen.“ Wiewohl Richthofen in der Folgezeit die Nachwirkungen seines Kopfschusses spürt, gibt er die Fliegerei nicht auf: „Von höchster Stelle hat man mir sagen lassen, ich solle es jetzt aufgeben, selber zu fliegen, denn einmal würde es mich doch erwischen. Ich würde mir aber sehr elend vorkommen, wenn ich jetzt, behaftet mit Ruhm und Orden, als Pensionär meiner Würde dahinleben würde, um mein kostbares Leben der Nation zu erhalten, während jeder arme Kerl im Schützengraben, der seine Pflicht genauso tut wie ich, ausharrt“. Von Richthofen reißt sich zusammen, hält zu seinen Kameraden, obwohl ihm „nach jedem Luftkampf erbärmlich zumute“ ist.<sup>7</sup> Mit den Worten der deutschen Kriegspsychiater war dies ein „Sieg des Willens“, der auflagenstark nachhallte und vermuten lässt, dass die schon während des Ersten Weltkrieges formulierten Ansprüche an die neue Form der Maskulinität der Patienten nicht nur von vielen wahrgenommen, sondern auch verinnerlicht wurden.<sup>8</sup>

---

<sup>7</sup> Manfred Freiherr von Richthofen, *Der rote Kampfflieger*, Berlin 1933 (1. Aufl.: 1917), S. 135f., 148, 204.

<sup>8</sup> Livia Prüll, *Die Fortsetzung des Krieges nach dem Krieg, oder: die Medizin im Ersten Weltkrieg und ihre Folgen für die Zwischenkriegszeit in Deutschland 1918 bis 1939*, in: Prüll, Rauh (Hrsg.), *Krieg und medikale Kultur*, S. 126–152.

## 5. Schlusswort

War der Erste Weltkrieg nun vor dem Hintergrund des Materials, was ich Ihnen hier präsentiert habe, eine „Zeitenwende“ in Sachen Umgang mit körperlicher oder geistiger Behinderung? Oder handelt es sich um eine „Zeitenwende“ für das Männlichkeitsbild in der deutschen Bevölkerung? Ich möchte in beiden Fällen für das etwas pathetische Wort „Zeitenwende“ eher den etwas nüchternen Ausdruck „Umbruch“ gebrauchen.

Zunächst zum Thema Behinderung: Der Erste Weltkrieg war insofern hier in der Tat ein Umbruch, als zum ersten Mal in einem Krieg mit dem massenhaften Auftreten von Körperbehinderten und dem Auftreten von Menschen mit psychischen Erschöpfungssyndromen beide Phänomene geballt in das Bewusstsein der Öffentlichkeit traten. Im Falle der körperlich Kriegsversehrten führte dies aber nicht unbedingt zu einer grundlegend veränderten Haltung gegenüber Menschen mit körperlichen Gebrechen im Sinne des Mitleids mit Menschen, die früher als „Sieche“ und „Krüppel“ tituiert wurden. Nein, ganz im Gegenteil: Die Bewunderung der Prothese und die unerwünschte Erinnerung an die Kriegsniederlage machten nach 1918 vor allem den unsichtbaren Kriegsversehrten zum erwünschten Mitmenschen. Die durch den Krieg angefeuerten medizinischen Forschungen drangen in das Bewusstsein der Öffentlichkeit. Das ging so weit, dass Transsexuelle durch die neuen Möglichkeiten der Hoden- und Eierstockverpflanzungen am Tier neue Chancen für die Veränderung bzw. Verbesserung ihres Körpers sahen.

Ähnlich war die Sachlage bei den psychisch behinderten Kriegsveteranen. Ihr Verhalten wich zum Teil von der Norm ab. Das sorgte noch zusätzlich zu Schwierigkeiten, die ohnehin durch deren Existenz als wandelnde Kriegserinnerung hervorgerufen waren. Was sich festsetzte war allerdings, dass der Krieg psychisch traumatisierte. Das wurde wie geschildert auch in Filmen der Weimarer Zeit thematisiert. Es drang in das kollektive Gedächtnis ein und wurde nach 1945 dann auch mehrfach mobilisiert – man denke beispielsweise an

die Kriegsheimkehrer der 1950er Jahre, dann den Vietnamkrieg und die angestoßenen Diskussionen um das neue Krankheitsbild PTSD, die Posttraumatische Belastungsstörung (Post Traumatic Stress Syndrome), das bis heute aktuell blieb.

Ein öffentlicher Fürsorgegedanke betreffend Behinderung – geistig sowie körperlich – wurde, wie bekannt, durch den Nationalsozialismus abgelehnt. Vor allem geistig Behinderte wurden im Rahmen der sogenannten „Euthanasie“-Maßnahmen dann sogar ermordet. Ein öffentlicher Fürsorgegedanke entwickelte sich erst in den 1960er Jahren nach dem Contergan-Skandal im Rahmen der dann sich vollziehenden Demokratisierung der Bundesrepublik. Erst jetzt wurde die Aufmerksamkeit der Menschen im Sinne einer sozialstaatlichen Ethik auf die Rechte dieser Minoritäten gelenkt.

Nun zum Thema des Bildes von Männlichkeit. Hier zeigen sich im Umgang mit den körperlich und den psychisch Kriegsversehrten interessante Parallelitäten im Sinne eines „Umbruchs“, der nicht zuletzt von der Medizinerschaft gefördert wurde. In beiden Fällen versuchte die Medizin die Gebrechen mit Hinweis auf den „Willen“ wegzu-prothetisieren bzw. -diskutieren. Damit wurde wie beschrieben ein neues Bild von Männlichkeit konstruiert, das vom intakten männlichen Körper unabhängig war und mit Hinweis auf die geistige Spannkraft eine neue Identifikationsmatrize für Männlichkeit bot. Ebenfalls wurde damit die zerstörerische Potenz des Krieges wegdiskutiert und das kollektive Gedächtnis an den Ersten Weltkrieg im Sinne einer Idealisierung bzw. Mystifizierung beeinflusst.

Aber nahmen die Männer dieses Angebot nach 1918 an? Für die Kriegsversehrten des Ersten Weltkrieges ist das sehr fraglich. Meinen Ausführungen lässt sich entnehmen, dass die Kriegsversehrten durch den bürokratischen Aufwand, ihre medizinische Versorgung und nicht zuletzt durch ihre veränderte soziale Stellung in der Gesellschaft immer wieder an ihr Leiden erinnert wurden und fortan ihr Leben lang große Schwierigkeiten mit neuen Mustern der Identifikation hatten. Dies gilt auch für die Kriegszitterer-Veteranen. Höchstens

zum Teil wurde von Ihnen also positiv auf die Appelle der Mediziner-schaft reagiert.

Kolportiert wurde aber dieser im Ersten Weltkrieg domestizierte Apell an den „Willen“ im Militär und innerhalb der Militärmedizin. In der Zeit des Nationalsozialismus diente er unter anderem den Wehr-machtsmedizinern dazu, Soldaten bis zum letzten durchhalten zu lassen, ob mit oder ohne Behandlung, ob mit oder ohne Essen. Damit wurde eine sozialdarwinistische Behandlung auf Verschleiß umge-setzt, in der die Soldaten letztlich bewusst dem Tod preisgegeben wurden.





## Die gläsernen Bienen verstehen. Militär und Technik im Weltkrieg 1914–18

---

### Markus Pöhlmann



In Ernst Jüngers wenig rezipiertem Roman „Gläserne Bienen“ von 1957 begegnen wir dem Weltkriegsveteranen und Rittmeister a. D. Richard. Als Kavallerist und selbst in seinen militärischen Qualifikationen eher mittelmäßig, findet Richard im Nachkriegsszenario keinen Halt. Wirtschaftlicher Druck zwingt ihn, sich auf Empfehlung eines Kameraden bei dem Roboter produzierenden Großunternehmer Zapparoni vorzustellen. Richard findet sich zum Vorstellungsgespräch im Garten des geheimnisvollen Firmenchefs ein. Im Verlauf der Wartezeit beobachtet er einen Schwarm von Bienen, der sich bei näherem Studium allerdings als neuestes Produkt des Unternehmers erweist – Drohnen aus Glas, deren Aufgabe sich Richard nicht erschließen kann. Verärgert von der langen Wartezeit, während der er mit seiner persönlichen Situation hadert, zerschlägt er die ebenso kunstvollen wie bedrohlichen Drohnen. Jüngers Figur eines im Ethos einer untergegangenen Zeit verhafteten Soldaten, der irritiert die neuartige technische Formierung von Macht (und Markt) wahrnimmt, bietet einen guten Einstieg in den historischen Zusammenhang von Militär und Technik im Ersten Weltkrieg. Schließlich ist es auch der Kavallerist Richard, der sich zu dem Entschluss durchringt: „Man mußte auch geistig in den Panzer umsteigen.“<sup>1</sup>

Thema des Beitrages ist die Organisation, die Bereitstellung und die Anwendung der Mittel der technischen Gewalt im Ersten Weltkrieg mit Blick auf das Deutsche Reich. Der Grund für die Beschränkung auf die nationale Perspektive liegt nicht etwa darin, dass die Entwicklung in den anderen kriegführenden Staaten weniger interessant oder

---

<sup>1</sup> Ernst Jünger, Gläserne Bienen. Roman, Reinbek 1960 (1. Aufl. Stuttgart 1957), S. 126.

gar relevant gewesen wäre. Es ist vielmehr so, dass die historischen Forschungen zu Fragen von Technik und Rüstung im Ersten Weltkrieg nach 100 Jahren eigentlich immer noch recht überschaubar geblieben sind. Der Masse an populärer Technikliteratur und heereskundlichen Beiträgen, die für die Historikerinnen und Historiker des Ersten Weltkrieges mitunter durchaus hilfswissenschaftlichen Wert haben, steht der Mangel an theoretisch fundierten, fachwissenschaftlichen Studien zur Hardware des industrialisierten Massenkrieges gegenüber. Bevor man sich also in diesem Forschungsfeld an den Vergleich wagt, sollte man zunächst mit den Grundzügen der Entwicklung auf einer Seite vertraut sein.<sup>2</sup>

Zu diesem Zweck soll eingangs untersucht werden, wie es um das Verhältnis von Militär und Technik im Kaiserreich bis 1914 bestellt war. Denn es war dieses Verhältnis, das die maßgeblichen Fragen von Kriegsbild, Doktrin und Rüstung bestimmt hat. Ausgehend von einer hauptsächlich militärkulturellen Interpretation ist der Stellungskrieg von 1914-15 mit all seinen militärischen und gesellschaftlichen Konsequenzen allein der Vorkriegsignoranz der militärischen Eliten geschuldet. Meiner Ansicht nach unterschätzt diese Interpretation die Dynamiken von Militärtechnik und greift mit diesem begrenzten Kriegsbild zu kurz. Meine Hypothese ist, dass die militärkulturelle Interpretation, nach welcher der Stellungskrieg mit all seinen militärischen und gesellschaftlichen Konsequenzen letztlich der Vorkriegsignoranz der militärischen Eliten geschuldet war, zu kurz greift. Eine solche Interpretation geht letztlich von einem deterministischen Kriegsbild aus und sie unterschätzt auch die Dynamik von Militärtechnik im Krieg selbst.

---

<sup>2</sup> Die wichtigsten Monografien untersuchen in der Regel nur die Ausgangslage, etwa Stig Förster, *Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-quo-Sicherung und Aggression 1890–1913*, Stuttgart 1985, und Oliver Stein, *Die deutsche Heeresrüstungspolitik 1890–1914. Das Militär und der Primat der Politik*, Paderborn 2007. Siehe außerdem Michael Geyer, *Deutsche Rüstungspolitik 1860–1980*, Frankfurt/Main 1984, als pointierter Längsschnitt, sowie mit vergleichendem Ansatz Dieter Storz, *Kriegsbild und Rüstung vor 1914. Europäische Landstreitkräfte vor dem Ersten Weltkrieg*, Herford 1992.

Daran anschließend sollen überblicksartig die Herstellung und die Anwendung militärtechnischer Produkte zwischen 1914 und 1918 dargestellt werden. Ich versuche dies als einen militärischen, wissenschaftlich-technischen und industriellen Anpassungsprozess unter den Ausnahmebedingungen des Krieges zu erklären. In einer der wenigen systematischen Studien zum Themenfeld hat der französische Historiker Frédéric Guelton vier mögliche Reaktionen auf die militärtechnologische Herausforderung herausgearbeitet.

Dazu zählt **erstens** die von ihm als „retro innovation“ bezeichnete Rückkehr längst überkommen geglaubter technischer Produkte und Verfahren wie z. B. der Stahlhelm oder die Handgrana- te.

**Zweitens** stellt er für einige – im Übrigen budgetär wie innenpolitisch kostspielige – Technologien der Friedenszeit eine Stagnation in der Weiterentwicklung und bei der Anwendung fest. Hierzu zählte das moderne Großkampfschiff.

**Drittens** verweist Guelton auf die Waffen bzw. Waffensysteme, die im Prinzip schon vor 1914 existierten, dann aber erst unter den spezifischen Bedingungen des Weltkrieges ihren Bedeutungszuwachs erlebten (z. B. Maschinengewehr, Unterseeboot).

Nicht zuletzt sind **viertens** die tatsächlichen Innovationen zu ergänzen, die erst als unmittelbare Reaktion auf die taktischen und technischen Herausforderungen des Krieges auftraten, z. B. chemische Kampfstoffe oder der Panzer.<sup>3</sup>

Schließlich möchte ich den Stellenwert der Militärtechnik für den Ersten Weltkrieg bestimmen. Dabei gehe ich von der Annahme aus, dass der Zwang, Waffen in bis dato unvorstellbaren Mengen und über einen derart langen Zeitraum bereitzustellen, für sich genommen schon eine Herausforderung darstellte, die die Möglichkeiten des Militärs weit

---

<sup>3</sup> Siehe Frédéric Guelton, Technology and Armaments, in: Jay Winter (Hg.), The Cambridge History of the First World War. 3 Bde., Bd. 2, Cambridge 2014, S. 240-265.

übertraf und damit zu einer gesamtgesellschaftlichen Aufgabe werden musste. Diese Aufgabe wirkte wiederum auf die Gesellschaft zurück.

## **Militär und Technik bis 1914**

Zunächst aber ein Blick auf das Verhältnis von Militär und Technik bis 1914: Das populäre Bild des preußisch-deutschen Militärs in dieser Epoche ist eines, das weithin vom Vorwurf des Anti-Intellektualismus und der Technikignoranz geprägt ist, wie es sich am eingängigsten und nachhaltigsten in den zeitgenössischen Karikaturen der Münchner Satirezeitschrift „Simplicissimus“ widerspiegelt. Bezeichnenderweise ist diese etwas unterkomplexe Sichtweise durchaus bis heute auch immer wieder in der Geschichtswissenschaft anzutreffen. Dazu drei, wie ich gestehe, völlig willkürlich herausgegriffene Beispiele, die allerdings durchaus symptomatisch sind.

So kam Edward L. Katzenbach Jr. 1967 zu dem Schluss: „Die meisten Soldaten erwarteten, rückblickend auf 1870, einen achtwöchigen Krieg. Die Entwicklung der Waffentechnik zwischen 1870 und 1914 hatte sie nicht sonderlich beeindruckt. Auch sahen sie nicht voraus, welche Folgen die Waffenentwicklung auf Truppenzahlen, Kriegsdauer und den Charakter des Krieges an sich zeitigen würde.“<sup>4</sup>

1998 urteilte Thomas Kühne in einem Literaturbericht, dass bei den militärischen Eliten des Kaiserreiches „infolge der an traditionellen Idealen ausgerichteten Sozialisation“ eine „Auseinandersetzung mit den Erfahrungen der ‚modernen‘ Kriege nach der Jahrhundertwende“ unterblieben sei.<sup>5</sup> Und noch 2005 behauptete Isabel Hull, das Militär in Preußen-Deutschland sei, wie die meisten Militärapparate im

---

<sup>4</sup> Edward L. Katzenbach Jr., *The Mechanization of War, 1880–1919*, in: Melvin Kranzberg und Carroll W. Pursell Jr. (Hg.), *Technology in Western Civilization*. 3 Bde., Bd. 2, New York 1967, S. 548–561, hier S. 551 [Übersetzung MP].

<sup>5</sup> So das auf Heiger Ostertag aufbauende Urteil bei Thomas Kühne, *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918 und seine politische Kultur: Demokratisierung, Segmentierung, Militarisation*, in: *Neue Politische Literatur* 43 (1998), S. 206–263, hier S. 242.

ausgehenden 19. Jahrhundert, „unflexibel und für Kritik und Innovation unzugänglich“ gewesen.<sup>6</sup>

## **So einfach ist das natürlich nicht**

Blicken wir auf das Verhältnis von Militär und Technik vor 1914, so müssen wir die Armee zunächst als einen Faktor in der industriegesellschaftlichen Moderne begreifen. Nun fällt diese gesamtgesellschaftliche Entwicklung zusammen, erstens, mit einem Prozess der Technisierung und, zweitens, der funktionalen Differenzierung innerhalb des Militärs im Deutschen Reich. Das Militär war einem enormen Modernisierungsdruck ausgesetzt, wobei man die Handlungsoptionen hier nicht bloß reaktiv begreifen sollte. Tatsächlich war Technisierung eine Herausforderung und eine Chance zugleich. Sie war dies im Hinblick auf individuelle Karrierechancen, konnte aber auch als „Türöffner“ bei der Durchsetzung partikularer Gruppeninteressen von Bedeutung sein, etwa beim Wettbewerb einzelner Waffengattungen um Ressourcen. Das beste Beispiel ist die Marinerüstung unter Admiral Tirpitz.<sup>7</sup>

Gerade die Jahre zwischen 1890 und 1914 waren eine Epoche, in der wir eine Neuverhandlung des komplexen Verhältnisses von berufsständischem Ethos und wissenschaftlich-technischem Zweck beobachten können. Wenn wir es an zeitgenössischen Typen festmachen, dann stand am einen Ende der Skala der adlige, preußische Husarenoffizier aus Rathenow und am anderen Ende aber eben auch der bürgerliche, württembergische Eisenbahndisponent im Generalstab in Berlin. Ernst Bloch hätte also für seine These von der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ im preußisch-deutschen Militär dieser Jahre reichlich Material auftun können.<sup>8</sup>

---

<sup>6</sup> Isabel V. Hull, *Absolute Destruction. Military Culture and the Practices of War in Imperial Germany*, Ithaca und London 2005, S. 99 [Übersetzung MP].

<sup>7</sup> Siehe Michael Epkenhans, *Die wilhelminische Flottenrüstung 1908–1914. Weltmachtstreben, wirtschaftlicher Fortschritt, soziale Integration*, München 1991.

<sup>8</sup> Zu dieser Auseinandersetzung siehe Erich Dorn Brose, *The Kaiser's Army. The Politics of Military Technology in Germany During the Machine Age, 1870–1918*, Oxford 2001. Sehr viel einleuchtender, dabei auf die Doktrinbildungsdiskurse fokussierend ist allerdings Antulio J. Echevarria II, *After Clausewitz. German Military Thinking Before the Great War*, Lawrence, KS 2000.

Die wissenschaftlich-technische Gesamtsituation war davon gekennzeichnet, dass das Militär seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Kernbereich der materiellen Rüstung eigene Forschungs- und Entwicklungskompetenz sowie Produktionsfähigkeiten verloren hatte. Das ergab sich vor allem aus der technischen Entwicklung der Stahlproduktion und hatte enorme Folgen für die Artillerie und den Schiffsbau.<sup>9</sup> Sehr vereinfacht gesagt: Das Militär war nun gar nicht mehr in der Lage, seine Geschütze und seine Schiffe in Eigenregie zu entwerfen und herzustellen. Dazu bedurfte es der Kenntnisse und der Produktionsmittel einer aufstrebenden Schwerindustrie, die in Deutschland bis heute sprichwörtlich mit dem Namen Friedrich Krupp verbunden ist.

Dazu kam, dass die Bandbreite an militärischen Neuerungen in derselben Epoche enorm war: rauchschwaches Pulver, Rohrrücklaufgeschütz, Maschinengewehr, Fernmeldetechnik, Automobil, Zeppelin, Flugzeug, Großkampfschiff, Unterseeboot, Torpedo – all diese Neuerungen mussten nicht nur erfunden und produziert, sondern auch in die Militärdoktrin integriert werden. Dieter Storz hat diesen Zustand einmal lakonisch mit den Worten beschrieben: „Das Hauptproblem mit den neuen Waffen war, daß davon so viele auf einmal daher kamen.“<sup>10</sup>

Wenn uns also heute das Militär dieser Jahre als traditionalistisch oder innovationsfeindlich erscheint, dann sollten wir das weniger als eine prinzipielle Haltung interpretieren, sondern als eine Reaktion auf eine historisch außergewöhnlich starke Innovationsüberlastung. Die Grenzen der finanziellen, bürokratischen und intellektuellen Aufnahmefähigkeit waren erreicht.<sup>11</sup>

---

<sup>9</sup> Siehe Volker Mollin, Auf dem Weg zur „Materialschlacht“. Vorgeschichte und Funkzionieren des Artillerie-Industrie-Komplexes im Deutschen Kaiserreich, Pfaffenweiler 1986.

<sup>10</sup> Storz, Kriegsbild, S. 371.

<sup>11</sup> Genau in diesem Punkt macht es sich selbst Guelton zu einfach, wenn er von einer „denial of both the realities of technology and the pace of technological change“ spricht (Guelton, Technology, S. 241).

Natürlich gab es auch traditionalistische Technikhaltungen im Offizierkorps. Aber man muss schon genauer hinschauen und prüfen, wo diese dominant waren und wie sich deren Einfluss ab dem Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte. Auch das preußisch-deutsche Militär ist sozial und weltanschaulich keine einheitliche Institution gewesen.<sup>12</sup> Tatsächlich können wir in genau diesen Jahrzehnten einen Einbruch des Bürgertums in das ehemals adelige Offizierkorps beobachten. Und es waren gerade die naturwissenschaftlichen bzw. technischen Qualifikationen, die den bürgerlichen Kandidaten den Weg ins Militär öffneten.<sup>13</sup>

Für die beginnende Verwissenschaftlichung und Technisierung spricht auch die institutionelle Ausformung der militärischen Ressortforschung. Dabei sind an erster Stelle die Physikalisch-Technische Reichsanstalt und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu nennen. Die Entwicklung militärischer Hochtechnologie bedurfte zunehmend ziviler Expertise, was für das Selbstverständnis der Soldaten nicht folgenlos blieb.<sup>14</sup> Die Institutionalisierung der militärwissenschaftlichen Lehre an der Kriegsakademie oder den Waffenschulen wäre zu ergänzen. Auch die starke Ausbildung der Fachmedien ist ein Indiz für den Einzug der Wissenschaften in das Militär. Diese Medien waren seit den 1890ern zunehmend spezialisiert und hier wurden kontroverse, binnenmilitärische Diskurse geführt. Es wäre ein großer Fehler, die Militärpublizistik nur als eine reine Verlautbarungspresse zu begreifen.<sup>15</sup>

---

<sup>12</sup> Das ist schon die Grundthese von Förster, Doppelte Militarismus, der das Aufkommen imperialistischer und militaristischer Positionen im Offizierkorps untersucht. Die Entwicklung der Technikhaltungen stützt letztlich seine These.

<sup>13</sup> Siehe Karl Demeter, Das deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650–1945, Frankfurt am Main 1965, S. 29–30.

<sup>14</sup> Einführend Bernhard vom Brocke, Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Kaiserreich. Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: ders. und Rudolf Vierhaus (Hg.), Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens, Stuttgart 1990, S. 17–162.

<sup>15</sup> Siehe Markus Pöhlmann, Das unentdeckte Land. Kriegsbild und Zukunftskrieg in deutschen Militärzeitschriften, in: Stig Förster (Hg.), Vor dem Sprung ins Dunkle. Die Debatten in den Militärzeitschriften des Deutschen Reiches, Frankreichs und Großbritanniens über den Krieg der Zukunft, 1880–1914, Paderborn (in Vorbereitung).

Das Problem des Militärs war und ist es natürlich, dass dem theoretischen Lernen Grenzen gesetzt sind. Die Institution lernt vor allem aus eigenen Kriegserfahrungen – und diese lagen für das Deutsche Reich mittlerweile 40 Jahre zurück. Militärisches Lernen war darüber hinaus auch möglich über die Beobachtung der Kriege der anderen. Das haben die Deutschen auch reichlich, wenn auch mit unterschiedlichem Erfolg getan. Als der mit Abstand bedeutendste Konflikt kann hier der Russisch-Japanische Krieg von 1904/05 genannt werden, der den Fachleuten sehr wohl Erkenntnisse über die Wirkung moderner Maschinenwaffen und über die Bedeutung des Stellungskampfes gebracht hat.<sup>16</sup>

Ein grundlegender Trugschluss der orthodoxen, historischen Militärkritik liegt schließlich in der Annahme, Massen- und Materialkrieg, lange Stellungskämpfe und gesamtgesellschaftlich organisierter Abnutzungskrieg seien vor 1914 ein Szenario gewesen, das das preußisch-deutsche Offizierkorps als solches nicht erkannt hätte. Tatsächlich ist dieses Szenario als tödliche Gefahr erkannt worden. Zu deren Bewältigung gab es aus militärischer Sicht zwei alternative Lösungswege: optimieren oder unterlaufen. Angesichts der Zweifrontensituation und der damit längerfristig überlegenen militärisch-industriellen Potenziale der Gegner hieß der deutsche Lösungsansatz: unterlaufen. Dies sollte möglich werden durch einen überfallartig angelegten und nach einem riskanten Operationsplan durchgeführten Bewegungskrieg. Ziel war es also nicht, Menschen und Material zur Führung des Krieges der Gegner anzuhäufen, sondern dem Gegner die Art von Krieg aufzuzwingen, in der man sich selbst überlegen wähnte.<sup>17</sup> Technik war hierbei ein wichtiger Faktor.

---

<sup>16</sup> Dazu Ralf Raths, *Vom Massensturm zur Stoßtrupptaktik. Die deutsche Landkriegstaktik im Spiegel von Dienstvorschriften und Publizistik 1906 bis 1918*, Freiburg 2009.

<sup>17</sup> Zur Entwicklung des Operationsplans siehe Gerhard P. Groß, *Mythos und Wirklichkeit. Geschichte des operativen Denkens im deutschen Heer von Moltke d. Ä. bis Heusinger*, Paderborn 2012, S. 61–104.



## Der technologische Schock von 1914

Problematisch wurde es allerdings, als dieser riskante Plan im Herbst 1914 grandios scheiterte. Dass sich militärische Mittel und Pläne plötzlich nicht mehr in Einklang bringen ließen, war zunächst kein spezifisch deutsches Phänomen. Tatsächlich waren die Militärdoktrinen aller kriegsteilnehmenden Staaten ähnlich angelegt, ihre Armeen nach ähnlichen Überlegungen aufgestellt und ausgerüstet worden. Das Scheitern war auf deutscher Seite nicht auf einen unbekanntem, besonders widrigen Kriegsschauplatz zurückzuführen. Auch die Hauptgegner zu Land und zur See konnten als sicher angenommen werden. Nein, das militärische Scheitern im Sommer und Herbst 1914 war vornehmlich ein Scheitern an der Technik. Drei Faktoren erwiesen sich hier besonders wirkmächtig:

- **Erstens** zeigte sich auf der taktischen Ebene innerhalb weniger Wochen, dass der Infanterieangriff in der Regel im Massenfeuer von Maschinengewehren und Schnellfeuerartillerie unter hohen Verlusten zusammenbrach.
- **Zweitens** zeigte sich auf der taktischen wie auch auf der operativen Ebene, dass die Führung von derart gewachsenen Massenheeren allein von den Nachrichtenmitteln her nicht mehr zu gewährleisten war. So war die Schlacht an der Marne für die deutsche Seite im Wesentlichen ein Kommunikationsdesaster.<sup>18</sup>
- **Drittens** wurde schnell deutlich, dass die Bewegung der Massenheere auch logistisch nicht mit der Geschwindigkeit zu bewerkstelligen war, die der Operationsplan voraussetzte. Ab den Ausladepunkten der Eisenbahnen marschierten die Soldaten nämlich, wie zu Napoleons Zeiten, zu Fuß.<sup>19</sup>

---

<sup>18</sup> Für das technikgeschichtliche Fallbeispiel siehe Stefan Kaufmann, Kommunikationstechnik und Kriegführung 1815–1945. Stufen medialer Rüstung, München 1996, S. 149–158. Als jüngere Synthese der Schlacht empfiehlt sich Holger H. Herwig, *The Marne, 1914. The Opening of World War I and the Battle that Changed the World*, New York 2009.

<sup>19</sup> Zur Rolle der Eisenbahn bei den Anfangsoperationen im Westen siehe Reichsarchiv (Hg.), *Das deutsche Feldeisenbahnwesen*. Bd. 1, Berlin 1928, S. 201–202 (= *Der Weltkrieg 1914 bis 1918*, Sonderbd.).

Noch einmal: Hier können wir keine spezifisch deutschen Versäumnisse beobachten. Aber diese Faktoren machten sich an der Hauptfront in Belgien und Nordfrankreich besonders bei der Seite hemmend bemerkbar, die sich dort im Spätsommer 1914 im Angriff befand, und das waren die Deutschen. An den Nebenfronten – etwa beim französischen Angriff auf Lothringen, beim russischen Angriff auf Ostpreußen oder dem österreichisch-ungarischen Angriff auf Serbien – stellte sich mehr oder weniger dasselbe Problem ein.

Was war die Folge dieser Entwicklung? Sobald der Verteidiger Zeit hatte, richtete er sich in provisorischen Feldstellungen ein, wodurch seine Waffenwirkung noch verstärkt wurde. Nach drei chaotischen und außergewöhnlich blutigen Monaten hatten sich diese provisorischen Feldstellungen zu einer permanenten Grabenlinie verfestigt. Diese Entwicklung war in Belgien und Frankreich bis Ende Oktober 1914 abgeschlossen und die Militärführungen standen im Winter vor der Aufgabe, ihre militärischen Ideen und Mittel grundlegend an diese neue Situation anzupassen. Der taktische Schock von 1914 ist demnach vor allem ein technologischer Schock gewesen. Ab jetzt ließ sich der Krieg nicht mehr durch bewegliche Operationen des einmal auf Kriegsfuß gestellten Heeres beenden. Ab jetzt gewann die Zeit als strategischer Faktor an Bedeutung. Dieser Wandel des Krieges führte auch enorme Folgen für die Herstellung der Kriegsmittel mit sich. Die Kriegsmittel selbst mussten jetzt unter improvisierten Bedingungen am Bedarf dieses neuartigen Krieges ausgerichtet werden.

Was waren nun die Folgen dieses technologischen Schocks? Für den Rest des Krieges blieb das taktische Ziel auf den ersten Blick verhältnismäßig banal: es bestand im Einbruch und im folgenden Durchbruch durch die gegnerische Stellung. Dies sollte über ein einleitendes Artilleriebombardement und den sich anschließenden Infanterieangriff geschehen. Eine vorübergehende Überlegenheit an einem Ort war dafür die Voraussetzung. Diese zu erreichen war aber nicht so leicht, weil das mehrstündige, ja bald mehrtägige Bombardement jedem Verteidiger ein sicheres Zeichen für einen bevorstehenden Angriff war. Er konnte also in der Zwischenzeit seine Reserven

entsprechend zusammenziehen. Dem Trommelfeuer suchte sich der Verteidiger durch eine immer tiefere Gliederung des Stellungssystems zu entziehen. Vor und in den Stellungssystemen entstanden umfangreiche Sperranlagen bzw. Schutzbauten. Die Waffen und die Soldaten verschwanden immer mehr unter die Erde.<sup>20</sup> Dieser Raum war, das dürfte allgemein bekannt sein, ein extrem gefährlicher und zerstörter Raum. Er war aber auch – und das ist für den hier untersuchten Zusammenhang von Bedeutung – ein extrem technisierter Raum.

Nur durch technische Hilfsmittel waren einerseits das Festhalten an dem Raum und das eigene Überleben in diesem möglich. Technik war andererseits der entscheidende Faktor, um dem Gegner diesen Raum streitig zu machen oder ihn darin zu vernichten. Dies sollte im Prinzip bis Mitte 1918 so bleiben, bis sich die militärischen Kräfteverhältnisse derart zu Ungunsten des Deutschen Reiches verändert hatten, dass der Krieg im eigentlichen Sinne des Wortes wieder in Bewegung kam. Für die deutschen Soldaten hieß die Marschrichtung ab jetzt allerdings nur noch „rückwärts“.<sup>21</sup>

## **Materielle Rüstung**

Der Stellungskrieg blieb nicht die einzige Erscheinungsform des Landkrieges zwischen 1914 und 1918. Tatsächlich lassen sich für die Fronten im Russischen Reich, auf dem Balkan und im Nahen Osten immer wieder Phasen mobiler Operationen ausmachen, die sich aus den regionalen Raumverhältnissen und dem Ungleichgewicht der militärischen Kräfte eröffneten. Die militärisch wie kriegswirtschaftlich umstürzenden Veränderungen bei der Entwicklung und Produktion von Waffen erzwang jedoch in erster Linie der industriell geführte Grabenkrieg.

---

<sup>20</sup> Einführend in die militärischen Grundzüge ist William Balck, *Entwicklung der Taktik im Weltkrieg*, Berlin 1922. Für eine anregende Einordnung in den größeren, allgemeinhistorischen Rahmen siehe Christoph Nübel, *Durchhalten und Überleben an der Westfront. Raum und Körper im Ersten Weltkrieg*, Paderborn 2014.

<sup>21</sup> Die überzeugendste Analyse dieser Phase des Krieges bietet David Stevenson, *With Our Backs to the Wall. Victory and Defeat in 1918*, London 2011, S. 112–169.

Diese materielle Rüstung muss – ob in Friedens- oder Kriegszeiten – zunächst einmal als ein Politikfeld begriffen werden. In diesem Politikfeld werden knappe Ressourcen verhandelt, ein Vorgang, der selten konfliktfrei verläuft. Die Produkte der materiellen Rüstung ihrerseits sind natürlich technische Produkte, was wiederum zu der Feststellung führt, dass Militärtechnik genuin politisch ist. Sie ist das Ergebnis einer gesellschaftlichen Verhandlung um knappe Ressourcen.<sup>22</sup>

Welche Probleme ergaben sich aus dem Umstand, dass der Krieg nicht die Gestalt angenommen hatte, die sich die Planer erwartet hatten?

Das erste Problem stellte die Dauer an sich dar. Denn in dem Moment, wo der Krieg länger dauerte als es die Vorräte an Geld und Rohstoffen zuließen, ergab sich der Zwang, Staatsfinanzen und Wirtschaft zum Zwecke der Rüstung zu reorganisieren. Man mag dem Kaiserreich viel vorwerfen können. Dass es eine zweckdienliche wirtschaftlich-industrielle Vorbereitung auf einen großen und langen Krieg betrieben hätte, ist bislang als Vorwurf allerdings nicht bekannt geworden.<sup>23</sup>

Das zweite Problem war der akute Massenbedarf an Waffen und Munition. Dieses Problem war vor allem im Hinblick auf die Munition eng verbunden mit der sofortigen Abschließung des deutschen Überseehandels durch die britische Hochseeflotte. Der zeitgenössische Propagandabegriff „Hungerblockade“ ist letztlich sicher nicht falsch – immerhin sollten der Blockade bis 1918 vermutlich um die 670.000 Zivilisten zum Opfer fallen.<sup>24</sup> Doch er trifft das Problem nicht ganz. Die Blockade traf nämlich auch und vor allem die Industrie, einschließlich der Rüstungsindustrie. So führte das Ausbleiben des Chile-Salpeters bereits im Herbst 1914 zu einer ersten Munitionskrise, die beinahe dazu geführt hätte, dass die deutschen Soldaten in der Tat

---

<sup>22</sup> Siehe Geyer, Rüstungspolitik, S. 16.

<sup>23</sup> Dies hat weniger mit einer friedensliebenden Ausrichtung der Außen- und Sicherheitspolitik des Deutschen Reiches zu tun, als vielmehr mit der Beschränkung der Friedensrüstung im Kaiserreich. Siehe Stein, Heeresrüstungspolitik.

<sup>24</sup> Zum Problem der Opferzahlen siehe Alan Kramer, Blockade and Economic Warfare, in: Winter, Cambridge History, S. 460–489, hier S. 461.

„bis Weihnachten“ wieder zu Hause gewesen wären – allerdings, weil ihnen die Munition ausgegangen wäre. Dieses mit Blick auf den weiteren Kriegsverlauf vielleicht gar nicht so unsympathische Ergebnis wurde nur durch den Umstand abgewendet, dass hier im allerletzten Moment eine technische Innovation griff, nämlich die gerade neu entwickelte Ammoniaksynthese nach dem Haber-Bosch-Verfahren. Wir haben hier also ein Beispiel, wo die Technik, die am Beginn des Krieges zum Versagen der etablierten taktischen Verfahren geführt hatte, seine Weiterführung im Großen überhaupt erst ermöglichte.<sup>25</sup>

Nach einer Phase der Improvisation im Kriegsjahr 1915/16 erreichte die Reorganisation und Steigerung der Rüstung mit dem „Hindenburgprogramm“ vom Herbst 1916 den Höhepunkt. Unter der Führung des Generalstabes (der im Frieden rein gar nichts mit der Ausgestaltung der Rüstung im Speziellen und der Industrie im Allgemeinen zu tun gehabt hatte) wurde ein Produktionsprogramm aufgelegt, das auf die Massenfertigung von Rüstungsgütern zielte und das darin geradezu planwirtschaftliche Züge entwickelte.<sup>26</sup> Dabei lassen sich also zwei weitere, interessante Zusammenhänge von Weltkrieg und Technik herausarbeiten. Zum einen erzwang die Produktion von militärischer Hochtechnologie eine innenpolitisch fast unglaubliche Neuorientierung des Wirtschaftens. Zum anderen kann die Organisation von Rüstung im Weltkrieg als Indikator für Totalisierung des Krieges insgesamt gewertet werden. Denn es war letztlich die Herstellung der Waffen und Kriegsmaterial, durch welche die Zuweisung von wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ressourcen im Deutschen Reich immer stärker beeinflusst wurde. Militärtechnische Massenproduktion über einen derart langen Zeitraum erzwang die verstärkte Einbindung von Frauen in den Produktionsprozess und die sukzessive Zurückführung der

---

<sup>25</sup> Zum technischen Prozess und zur militärischen Bedeutung siehe Sandro Fehr, Die „Stickstofffrage“ in der deutschen Kriegswirtschaft des Ersten Weltkrieges und die Rolle der neutralen Schweiz, Nordhausen 2009.

<sup>26</sup> Die Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft und Rüstung im Ersten Weltkrieg stellt weiterhin ein Desiderat der Forschung dar. Gerald D. Feldman, *Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918*, Berlin 1985 (amerik. 1966), kann solange als wichtige Grundlagenarbeit dienen.

Fachkräfte aus der Armee in die Industrie; der Mangel an Ressourcen zwang zum industriellen Raubbau und planmäßigen Rückgriff auf das Volksvermögen – bis hin zur letzten Kartoffelpelle und zum Ehering.<sup>27</sup>

## Seekrieg

Nach der Untersuchung der Produktionsbedingungen von Kriegstechnik gilt es nun, den Blick auf ihre Anwendung zu werfen. Wenn einführend nur der Wandel des Krieges zu Lande beschrieben wurde, dann soll das nicht vergessen machen, dass man im Deutschen Reich eigentlich gedacht hatte, den großen Krieg auch zur See zu führen. Mit dem Thema „Rüstung vor 1914“ würde man heute vermutlich zunächst nicht die Heeresrüstung, sondern vor allem den öffentlichkeitswirksamen Schlachtflottenbau assoziieren. Seekriegsmittel waren in einem noch viel stärkeren Maß Hochtechnologie dieser Zeit und das Offizierkorps war dementsprechend technischer sozialisiert und ausgebildet.<sup>28</sup>

Aber auch hier tat sich bald nach Kriegsbeginn ein großer Graben zwischen dem bis dahin gedachten Krieg und dem tatsächlich geführten auf. Im Unterschied zum Heer brach sich diese Erkenntnis aber nicht als Lehre der ersten Kämpfe Bahn, denn die ersten Kämpfe ließen auf sich warten. Die kaiserliche Marine war von Beginn des Krieges an nicht gewillt, das bis dato wichtigste Instrument des Seekrieges, die Hochseeflotte mit ihren Schlachtschiffen und Schlachtkreuzern, gegen den britischen Gegner zu führen. Dieser war nämlich zahlenmäßig klar überlegen und hatte sich einfach fernab an den strategisch wichtigen Positionen der Atlantikzugänge eingerichtet. Anders als die Heere waren die Hochseeflotten Instrumente der Abschreckung in einem ziemlich modernen Verständnis gewesen, und für den zahl-

---

<sup>27</sup> Für eine Einordnung in die Forschungsdebatte um den „Totalen Krieg“ siehe Roger Chickering und Stig Förster (Hg.), *Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western Front, 1914–1918*, Cambridge 2006.

<sup>28</sup> Siehe Holger H. Herwig, *Das Elitekorps des Kaisers. Die Marineoffiziere im Wilhelminischen Deutschland*, Hamburg 1977 (amerik. 1973).

lenmäßig unterlegen Kontrahenten war der Abschreckungseffekt mit dem Eintritt des Ernstfalls zunichte.<sup>29</sup> Die Folge war, dass die Hochseeflotte mit Ausnahme einer Reihe von Vorstößen, die vom 31. Mai bis 1. Juni 1916 in der Schlacht im Skagerrak gipfelten, zur Untätigkeit verdammt blieb.

Das hatte Folgen für den Flottenbau. Mit Ausnahme von den acht erst im Krieg in Dienst gestellten Schlachtschiffen bzw. Schlachtkreuzern und mit Ausnahme der Verluste (ein Linienschiff alter Bauart, ein Schlachtkreuzer und sechs Große Kreuzer) bildete die Hochseeflotte bei Kriegsende noch den Vorkriegsbestand ab. Auch konstruktiv haben sich während der Kriegsjahre bei den Schiffstypen der Hochseeflotte kaum Veränderungen ergeben.

Das Kennzeichen des Seekrieges war, dass sich die technische Innovation und Rüstung deshalb in andere, bis 1914 eher periphere Bereiche der Flotte verlagerte. Das mit Abstand wichtigste waren natürlich die Unterseeboote. Dort können wir eine rasante technische Entwicklung beobachten.<sup>30</sup> Daran wird der politische Charakter von Technik aufs Neue augenfällig, denn das U-Boot war im aufgetauchten Zustand sehr verletzlich. Wollte man es mit Aussicht auf Erfolg einsetzen, so war man zum Unterwasserangriff mit Torpedos gezwungen. Das wiederum war mit den damaligen Regeln des internationalen Seekriegsrechts nicht in Einklang zu bringen. So war es im Februar 1917 der Fall, dass die Strategie mit dem Entschluss zum „uneingeschränkten U-Bootkrieg“ vom Erfolg eines einzelnen Waffensystems abhängig gemacht wurde.<sup>31</sup> Darin unterscheidet sich das U-Boot von allen anderen technischen Innovationen wie etwa chemischen Kampfstoffen, dem Flugzeug oder dem Panzer. Blicken wir

---

<sup>29</sup> Siehe Frank Nägler, *Krieg zur See*, in: Markus Pöhlmann/Harald Potempa/Thomas Vogel (Hg.), *Der Erste Weltkrieg 1914–1918. Der deutsche Aufmarsch in ein kriegerisches Jahrhundert*, München 2014, S. 113–135, hier S. 113.

<sup>30</sup> Siehe Joachim Schröder, *Die U-Boote des Kaisers. Die Geschichte des deutschen U-Boot-Krieges gegen Großbritannien im Ersten Weltkrieg*, Lauf an der Pegnitz 2001.

<sup>31</sup> Die Entwicklung des Handelskrieges mit U-Booten findet sich an entlegener Stelle, aber sehr konzipiert dargestellt von Werner Rahn, *Die Kaiserliche Marine und der Erste Weltkrieg*, in: Stephan Huck (Hrsg.), *Ringelnetz als Mariner im Krieg*, Bochum 2003, S. 39–89.

auf die Marine, so erkennen wir also eine merkwürdige Widersprüchlichkeit: Einerseits ist es die Teilstreitkraft, die im Krieg insgesamt die geringste technische Entwicklung durchläuft. Andererseits haben wir innerhalb der Teilstreitkraft den Fall eines einzelnen Waffensystems, an das die Erwartung einer kriegsentscheidenden Wunderwaffe geknüpft wurde.

## **Landkrieg**

Das Deutsche Reich verfügte 1914 nach Russland über das zweitgrößte Heer der Welt und man dürfte nicht falsch liegen, wenn man diesen Staat als eine klassische Kontinentalmacht definiert. Bis zum Kriegsbeginn war das preußisch-deutsche Heer in vielen Bereichen geradezu zum Modell für andere Armeen geworden. Der technologische Schock im ersten Vierteljahr des Krieges erzwang beim Heer eine umfassende Umstellung der Gefechtsweise – und damit des Bedarfs an Waffen.

Bei den Handfeuerwaffen (Pistole, Gewehr, Karabiner) gab es kaum Entwicklung, allerdings deshalb, weil die existierenden Typen so ausgereift waren, dass sie noch bis Anfang der 1950er Jahre weitergeführt werden konnten.<sup>32</sup>

Anders sah es beim Maschinengewehr (MG) aus, einer Waffe, die bis heute sinnbildlich für den mechanisierten Tod im Weltkrieg steht. Das MG war seit dem späten 19. Jahrhundert durchaus keine Unbekannte mehr. Es war in den meisten europäischen Armeen auch eingeführt. Allerdings lässt sich in der militärfachlichen Debatte der Zeit durchaus eine gewisse Mühe feststellen, diese neue Waffe zu bewerten und in das Arsenal zu implementieren. Das hatte mit unzureichenden eigenen Kampferfahrungen zu tun, aber auch mit der Unzuverlässigkeit und dem Gewicht der damaligen Typen. Grundlage der damali-

---

<sup>32</sup> Hans Linnekohl, Vom Einzelschuß zur Feuerwalze. Der Wettlauf zwischen Technik und Taktik im Ersten Weltkrieg, Bonn 1996, S. 11–55.



gen Bewertungen war freilich die Annahme eines Bewegungskrieges mit gelegentlichen Kämpfen um befestigte Stellungen gewesen.<sup>33</sup>

Mit dem Eintritt in den Stellungskrieg änderte sich die Bewertung des MG schlagartig, und schlagartig trat auch der Mangel an Waffen ein. Im gesamten Ersten Weltkrieg bildete das MG die wichtigste Stütze des Feuerkampfes. Einen qualitativen Schritt bildete die Einführung eines leichten und damit beweglicheren Typs ab 1915. Die Bedeutungszunahme dieser Waffe lässt sich anhand der Ausstattung einer deutschen Infanteriedivision erkennen: 1914 verfügte diese über ganze 24 schwere MG; 1918 waren es dagegen mehr als zehnmals so viele, nämlich 108 schwere und zusätzlich noch 180 leichte MG.<sup>34</sup>

Die mit Abstand wichtigsten Waffen des Ersten Weltkrieges waren Geschütze und Minenwerfer. Die Bedeutung der Artillerie ersieht man schon aus der Verteilung der Verwundungen nach Waffentypen, wie sie der Heeres-Sanitätsbericht später aufgegliedert hat: Demnach waren 70,3 Prozent aller Verwundungen bei deutschen Soldaten durch Artillerie verursacht.<sup>35</sup>

Bis zum Kriegsbeginn gliederte sich die Artillerie in eine starke und auch mit gehörigem Selbstvertrauen ausgestattete Feldartillerie, die unmittelbar in das Schlachtgeschehen eingreifen sollte. Daneben existierte ein kleinerer Anteil an Fuß- oder Schwerer Artillerie, die für die Bekämpfung von Feldstellungen oder Festungen vorgesehen war. Dazu kamen die Minenwerfer, die nicht bei der Artillerie sondern bei den Pionieren ressortierten.

---

<sup>33</sup> Einführend siehe die ältere Studie von John Ellis, *The Social History of the Machine Gun*, London 1976. Für die Entwicklung der Waffe im Weltkrieg siehe Major von Merkatz, *Maschinengewehr*, in: Max Schwarte (Hrsg.), *Die militärischen Lehren des Großen Krieges*, Berlin 1920, S. 144–157.

<sup>34</sup> Christian Stachelbeck, *Deutschlands Heer und Marine im Ersten Weltkrieg*, München 2013, S. 120.

<sup>35</sup> Heeres-Sanitätsinspektion des Reichswehrministeriums (Hg.), *Sanitätsbericht über das Deutsche Heer im Weltkriege 1914/1918*. 3 Bde., Bd. 3, Berlin 1934, S. 72.

Mit Beginn des Stellungskrieges nahm nun die Bedeutung von Steilfeuer und schwerem Flachbahnfeuer schnell zu. Da die deutsche Seite die Entwicklung von Minenwerfern und Mörsern vor 1914 auf Basis der Kriegserfahrungen in der Mandschurei 1904/05 und aus dem Wissen um die bevorstehenden Kämpfe um die belgisch-französischen Grenzfestungen vorangetrieben hatte, hatte sie beim Steilfeuer zunächst einen waffentechnischen Vorsprung.<sup>36</sup>

Geschütze und Munition waren im Ersten Weltkrieg Massenverbrauchsgüter in bislang unbekannter Dimension. Nicht die technische Weiterentwicklung sondern die Herstellung in ausreichenden Mengen war das zentrale Problem. Während das Feldheer 1914 über knapp 9.400 Geschütze aller Typen verfügt hatte, waren es am Ende des Krieges fast 20.000. Der geschätzte Munitionsverbrauch der deutschen Artillerie im Krieg belief sich auf rund 272 Millionen Granaten.<sup>37</sup>

1915 setzten die deutschen Truppen erstmals chemische Kampfstoffe ein (Chlorgas), ein neues Kampfmittel, das umgehend von allen größeren Armeen übernommen wurde. Abgeblasen oder in Granaten verschossen bildeten chemische Kampfstoffe seitdem einen nicht mehr wegzudenkenden Teil des Arsenal im Stellungskrieg. Für die großen Offensiven von 1917/18 lässt sich ein Anteil an Gasmunition von bis zu 30 Prozent feststellen. Die chemischen Kampfstoffe bilden in doppelter Hinsicht einen militärhistorischen Sonderfall. Zum einen zählen sie zu den Kriegsmitteln, die erst im Krieg selbst und dann auf die konkreten Bedingungen des Stellungskrieges hin entwickelt und eingeführt wurden. Zum anderen haben wir es hier mit einem Kampfmittel zu tun, dessen Erfahrung in den Jahren 1915–18 derart beunruhigend gewesen war, dass sein erneuter Einsatz im Zweiten Weltkrieg trotz umfangreicher Arsenale auf allen Seiten unterblieben ist.<sup>38</sup>

---

<sup>36</sup> Zur Entwicklung der Artillerie siehe Linnekohl, Einzelschuß.

<sup>37</sup> Linnekohl, Einzelschuß, S. 283-284.

<sup>38</sup> Siehe Dieter Martinetz, Der Gaskrieg 1914–1918. Entwicklung, Herstellung und Einsatz chemischer Kampfstoffe, Bonn 1996.

Der Einsatz des Motors im Landkrieg gehört rückblickend zu den großen Defiziten im preußisch-deutschen Heer. Das ist zunächst überraschend, weil man annehmen müsste, dass gerade eine Armee, die auf schnelle Offensivoperationen setzt, das Potenzial des Verbrennungsmotors erkannt hätte. Bedarf gab es genug: vor allem beim Truppentransport, beim Zug der Artillerie und bei der Logistik.

Nun muss man sich hierzu den zivilen Stand der Technik ansehen und man wird erkennen, dass Kraftfahrzeuge im Deutschen Reich noch nicht lange und nicht weit verbreitet waren.<sup>39</sup> Das Militär hatte die Entwicklung zunächst aufmerksam beobachtet, sich dann aber vornehmlich wohl aus finanziellen Gründen nicht für eine eigene Motorisierung der Truppe entschieden. Vielmehr versuchte man den zivilen Markt durch ein heute fast schon wieder zeitgemäßes Subventionsmodell anzukurbeln, bei dem das Heer die Anschaffung von LKW finanziell förderte und auf diese Fahrzeuge dann im Kriegsfall zurückgreifen konnte. Dass sich so eine Armee nicht wirklich zweckmäßig motorisieren ließ, ist rückblickend offenkundig. Am Beispiel des Motors lässt sich im Übrigen ein interessanter militärischer Technikstil beobachten: Die Beschaffungsbehörden blieben bei Innovationen in der zivilen Welt relativ lange zurückhaltend, bis die Entwicklungen dort ausgereift waren und eine direkte Kriegstauglichkeit erkennbar war.

Genau dieses Phänomen lässt sich bis 1914 auch für die in der Landmaschinentechnik begonnene Entwicklung der Gleiskette beobachten, die ja eine der konstruktiven Voraussetzungen für den Panzer werden sollte. Nun ist der Panzer des Ersten Weltkrieges bei all seiner kruden Anmutung doch ein vergleichsweise komplexes Waffensystem gewesen, bei dem die Parameter Feuerkraft, Beweglichkeit und Panzerung zusammenkommen mussten. Den Weg dahin haben die Briten angesichts des taktischen Patts im Grabenkrieg relativ früh

---

<sup>39</sup> Für einen innovativen, technikgeschichtlichen Ansatz siehe Kurt Möser, *Fahren und Fliegen in Frieden und Krieg. Kulturen individueller Mobilitätsmaschinen 1880–1930*, Heidelberg 2009.

eingeschlagen. Im September 1916 ließen sie erstmals „Tanks“ (so die zeitgenössische Bezeichnung) gegen die deutschen Linien fahren. Hier können wir in den ansonsten doch recht symmetrisch angelegten, militärtechnischen Arsenalen einen Moment der Asymmetrie beobachten. Diesen entwicklungs- und rüstungsmäßigen Vorsprung hat die deutsche Seite bis Kriegsende nie mehr aufholen können. Im November 1918 verfügte das deutsche Heer über knapp 200 Panzer, von denen 180 britische Beutefahrzeuge waren – die Alliierten dagegen über mehrere Tausend.<sup>40</sup>

Für den Zusammenhang von Weltkrieg und Technik ist der Panzer auch deshalb ein besonders interessantes Waffensystem, weil hier die symbolische Wirkung des Produkts die militärische bald überragte. Der Panzer sollte 1918 zum Symbol unzureichender Rüstungsanstrengungen und damit zu einem Symbol der deutschen Niederlage aufsteigen. Verschärft wurde diese Wahrnehmung am Ende durch den Versailler Friedensvertrag, der der Reichswehr den Besitz von Panzern ausdrücklich untersagte. Damit war die technologische Asymmetrie des Krieges gewissermaßen völkerrechtlich für die Zukunft festgeschrieben worden. Die revisionistische Bewegung von Weimar hatte so ein mächtiges Symbol für die so empfundene „Wehrungerechtigkeit“ dazu gewonnen. Und für das Militär erwuchs aus diesem Verbot eine ungeheure Motivation, sich besonders intensiv mit eben diesen Fragen der militärischen Mechanisierung und der Panzerwaffe zu befassen.

## **Luftkrieg**

Beim Einsatz des Verbrennungsmotors in der Luft hat das deutsche Militär – anders als beim Automobil – vergleichsweise schnell reagiert. Dabei war der Motorflugzug gerade einmal gute zehn Jahre

---

<sup>40</sup> Einführend und materialreich ist Alexander Fasse, *Im Zeichen des „Tankdrachen“*. Die Kriegführung an der Westfront 1916–1918 im Spannungsverhältnis zwischen Einsatz eines neuartigen Kriegsmittels der Alliierten und deutschen Bemühungen um seine Bekämpfung, Diss. phil. HU Berlin 2007.

jung. Erschwerend kam dazu, dass die intellektuellen und finanziellen Ressourcen in der Luftfahrt damals noch zu einem guten Teil vom Luftschiffbau absorbiert wurden. Die nationalpolitisch aufgeladene Sammlungsbewegung für den Zeppelin sollte sich bald schon als eine aufwändig inszenierte Zusammenarbeit von Staat und Privatwirtschaft für ein Technologieprodukt von Gestern erweisen.<sup>41</sup> Diese Mittel fehlten 1914 im Flugzeugbau.

Das frühe Interesse des Militärs am Motorflug erklärt sich möglicherweise aus zwei Faktoren: Erstens waren Flugzeuge ein Mittel der Aufklärung und damit von unmittelbarem Nutzen für die Führung, und zweitens war den deutschen Analysten das frühe Engagement des französischen Militärs nicht entgangen. Die Motorluftfahrt war also eine Technologie, die schon allein deshalb forciert wurde, weil es der potenzielle Gegner auch tat.

Bei Kriegsausbruch beschränkte sich die Rolle der Fliegerei fast ausschließlich auf die Aufklärung. Allerdings lässt sich für die folgenden Jahre eine enorme Diversifizierung der Militärluftfahrt beobachten. Ab 1916 waren größere Offensiven ohne die Beteiligung von Flugzeugen überhaupt nicht mehr denkbar. Flugzeuge spielten auch weiterhin in der taktischen und operativen Aufklärung eine zentrale Rolle. Sie lenkten nun aber zudem die Artillerie ins Ziel. Sie unterstützten als Schlachtflieger die Bodentruppen. Die Jagdflieger bekämpften gegnerische Flugzeuge. Bomber bekämpften Militäranlagen und Verkehrsknotenpunkte im Hinterland. Und mit den Fernbomben ließen sich erstmals auch die Großstädte der Gegner terrorisieren. Im Vergleich zum Zweiten Weltkrieg blieben diese Angriffe nebensächlich. Hier war jedoch eine technische Entwicklung angestoßen worden, die unmittelbar nach 1918 Anlass zu intensiven militärfachlichen Überlegungen und den wildesten Phantasien gab.<sup>42</sup>

---

<sup>41</sup> Siehe dazu Guillaume De Syon, *Zeppelin! Germany and the Airship, 1900–1939*, Baltimore 2002, S. 71–109.

<sup>42</sup> Zur Entwicklung der Militärluftfahrt ab 1914 siehe Harald Potempa, *Krieg in der Luft*, in: Pöhlmann/Potempa/Vogel, *Weltkrieg*, S. 89–111.

Voraussetzung für die Diversifizierung des Einsatzspektrums war eine rasante technische Weiterentwicklung bei den einzelnen Baugruppen, vor allem bei den Motoren, den Flugzeugzellen, aber auch beim Einbau des starren, durch den Propeller schießenden MGs. Die Entwicklung der Luftbildfotografie veränderte die Sicht auf das Schlachtfeld grundlegend.<sup>43</sup> Spätestens 1916 hatte sich der Krieg vollends der Dritten Dimension bemächtigt, was einer Revolution des Militärwesens gleichkam.

## **Nachrichtentechnik**

Neben dem Verbrennungsmotor stellt die elektrische Übermittlung von Information die bedeutendste Querschnittstechnologie des Krieges dar. Der ortsfeste Charakter des Krieges ermöglichte den Ausbau von Telefonen, Telegrafen und Funkverbindungen. Die Nachrichtenverbindungen erwuchsen im Stellungssystem zu einem informationellen Netzwerk von bislang ungekannter Dichte. Diese Netzwerke ermöglichten überhaupt erst das Management derart großer Truppenkörper und derart komplexer Operationen. Im Idealfall war damit die Übermittlung von Informationen in Echtzeit gegeben.<sup>44</sup>

Die Entwicklung hatte allerdings auch Folgen für den militärischen Führungsvorgang. Aus dem früheren, durch die Raumverhältnisse und den Stand der Technik bedingten Unvermögen, militärische Entscheidungen durch Eingriffe „von Oben“ zu veranlassen oder zu korrigieren, hatte die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte preußisch-deutsche Führungslehre eine Tugend gemacht. Das „Führen mit Auftrag“ sah vor, dass Vorgesetzte in einem Befehl allenfalls ihre Absicht formulierten und die Umsetzung möglichst

---

<sup>43</sup> Zur Technik siehe Carl Fink, Die Entwicklung des militärischen Luftbildwesens 1911–1918 und seine militärische wie kulturelle Bedeutung, in: Wehrwissenschaftliche Rundschau 10 (1960), S. 390–399.

<sup>44</sup> Diese Entwicklung von der linear gesteuerten, telegrafischen Operationsführung (1914) zu stärker telefonisch geprägten informationellen Netzwerken (1918) beschreibt Kaufmann, Kommunikationstechnik, S. 129–261.

weitgehend den unmittelbar mit der Durchführung betrauten nachgeordneten Führungsebenen vor Ort überließen (ein Verfahren, das freilich eine durch intensive Ausbildung geschaffene, einheitliche Denk- und Handlungsweise voraussetzte).<sup>45</sup> Die neuen, ortsfesten Nachrichtenmittel eröffneten nun im Stellungskrieg die Möglichkeit der unmittelbaren Intervention vorgesetzter Dienststellen in laufenden Operationen. Dieses „Hineinregieren“ mittels Telefon führte zu einer Erosion der bisherigen Führungsphilosophie.

Es blieb auch nicht aus, dass die technischen Mittel der Nachrichtenübermittlung nun selbst zum Ziel der gegnerischen Kriegsanstrengung wurden. Das Deutsche Reich hat in dieser frühen Form des *information warfare* von Anfang an zwei Rückschläge von strategischer Tragweite erlitten. So wurden mit dem Kriegsbeitritt Großbritanniens alle Überseekabel unterbrochen, die entweder über Großbritannien verliefen oder aber durch von Großbritannien kontrollierte Seegebiete. Dieses Problem der Vorherrschaft über die Informationskanäle klingt für uns heute nach den Debatten um den Zugriff von Nachrichtendiensten auf das Internet wieder seltsam vertraut.<sup>46</sup>

Außerdem waren die Briten bereits im Sommer 1914 in den Besitz des Signalbuchs der kaiserlichen Marine gekommen, so dass der britische Funknachrichtendienst mit Unterbrechungen bis 1917 den Funkverkehr der Hochseeflotte mitlesen konnte.<sup>47</sup> Die gewachsene Bedeutung des Funknachrichtendienstes wird schließlich noch einmal im Januar 1917 mit dem Zimmermann-Telegramm deutlich, das eine bedeutende Rolle beim Kriegseintritt der USA gespielt hat.<sup>48</sup> Der mit technischen Mitteln geführte Krieg um Information war also

---

<sup>45</sup> Den Anspruch der Theorie an der Praxis misst kritisch Sigg, Marco, *Der Unterführer als Moltke im Taschenformat. Auftragstaktik im deutschen Heer 1935–1945*, Diss. phil. U Bern 2011, S. 197–212 (eine erweiterte Druckfassung ist gegenwärtig in Vorbereitung).

<sup>46</sup> Zur Geschichte der Seekabel siehe Christian Holtorf, *Der erste Draht zur Neuen Welt. Die Verlegung des transatlantischen Telegrafenkabels*, Göttingen, 2013.

<sup>47</sup> Siehe Markus Pöhlmann, *German Intelligence at War, 1914–1918*, in: *Journal of Intelligence History* 5 (2005), S. 33–62, hier S. 45–46.

<sup>48</sup> Siehe Thomas Boghardt, *The Zimmermann Telegram. Intelligence, Diplomacy, and America's Entry into World War I*, Annapolis 2012.

bereits am Anfang des 20. Jahrhunderts voll entbrannt und wir tun sicher falsch daran, wenn wir diese Dimension der Kriegführung erst im digitalen Zeitalter vermuten.

## **Schluss**

Überseekabel und die eingangs erwähnten „Gläsernen Bienen“ zeigen auf, dass die Bedeutung der Technik für den Ersten Weltkrieg nicht nur evident ist, sondern dass das Thema auch aktuelle Bezugnahmen erlaubt. Der Blick auf die technologischen Umbrüche unserer eigenen Zeit kann uns aber auch helfen, die Technikhaltung der historischen Akteure von 1914 besser zu verstehen. Bei den militärischen Anwendern und Entscheidungsträgern dürfen wir ruhig ein sehr viel vielschichtigeres Meinungsbild in Rechnung stellen, als dies bislang wahrgenommen worden ist. Die Einstellung zu militärtechnischer Innovation war weniger eine zwingende Folge ständischer, militärkultureller Selbstverortung als oftmals eine kühle Abwägung individueller oder kollektiver Opportunitäten. Technik war dann gut, wenn sie einen Vorteil versprach. Das richtig zu erkennen war aber gerade bei der Militärtechnik, die im deutschen Fall über 40 Jahre keine Probe zu bestehen gehabt hatte, nicht immer ganz einfach. Militärtechnische Innovation war in den Jahren vor 1914 allgegenwärtig, sie war im Fluss und sie war Bestandteil eines binnenmilitärischen Wettbewerbs um Ressourcen. Hieraus erklären sich viele der aus der Rückschau scheinbar so offensichtlichen Defizite und Fehleinschätzungen.

Das Ziel dieses Beitrages war es auch, aufzuzeigen, dass der folgenreiche Widerspruch zwischen den militärischen Erwartungen an den Krieg der Zukunft und das Bild des Krieges, der sich 1914 materialisierte, in einem technologischen Schock mündete, der sich als sehr nachhaltig erwies. Technik hat die militärischen Pläne und die Doktrin scheitern lassen, weswegen man den Rest des Krieges als einen gewaltigen Anpassungsprozess verstehen kann.



Dieser Anpassungsprozess vollzog sich improvisiert und auf den einzelnen Sektoren mit unterschiedlicher Dynamik. Er vollzog sich aber auch am „lebenden Objekt“, mit anderen Worten: auf Kosten des Lebens und der Gesundheit hunderttausender Soldaten. Einige etablierte Waffen verloren über Nacht ihre Bedeutung, ihre Entwicklung im Krieg stagnierte. Andere Waffen, die bis 1914 ein Nischendasein gefristet hatten, erfuhren durch den neuartigen Krieg eine ungeheure Aufwertung. Unter dem existenziellen Druck des Krieges vollzog sich aber auch ein militärtechnischer Innovationsschub, der – denken wir an Panzerwaffe oder die Militärliegerei – eine regelrechte Revolution des Krieges im 20. Jahrhundert in Gang setzen sollte.

Der neuartige Krieg und seine Dauerhaftigkeit haben den Bedarf an Waffen und Kampfmitteln enorm gesteigert, was wiederum industrielle, ja gesamtgesellschaftliche Probleme entstehen ließ. Technik wuchs so zum Katalysator einer Totalisierung des Ersten Weltkrieges auf. Dies geschah aber nicht nur im Hinblick auf die Produktion der Waffen, es geschah vor allem auch im Hinblick auf die neuen militärischen Möglichkeiten. Flugzeuge und chemische Kampfstoffe wurden sofort auch als militärische Mittel begriffen, mit denen sich der Krieg in Zukunft vor allem auch gegen die gegnerische Zivilbevölkerung tragen ließ. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Kriegstechnik bzw. die Verfügbarkeit über dieselbe zum Gegenstand des Friedensvertrages wurde – ein militär- und völkerrechtlich hochinteressantes Phänomen.

Wenn wir die Ideologisierung des Krieges im 20. Jahrhunderts als einen Ausdruck der dunklen Seite der Moderne verstehen, so ist das sicher nicht falsch. Entscheidend ist dabei aber, dass diese Eskalation des Krieges ohne die technologische Dynamik gar nicht vorstellbar ist. Der Zwang zur Bereitstellung von Kriegsmitteln hat im Weltkrieg die Totalisierung des Krieges befördert. Gleichzeitig hat die Technik militärische Instrumente bereitgestellt, mit der sich gesamtgesellschaftlicher Krieg in ganz neuen Dimensionen führen ließ. Darin liegt das Vermächtnis der Technik zu Beginn des 20. Jahrhunderts.



## Heimatfront. Mainz und der deutsche Südwesten im Ersten Weltkrieg

---

### Michael Kißener

Der Erste Weltkrieg war nicht nur eine „Zeitenwende“ in der internationalen Politik, nicht nur eine markante Zäsur in der deutschen Geschichte oder eine bedeutende Wegmarke in der Militärgeschichte. Auch an der „Heimatfront“ mussten die Menschen tief eingreifende Erfahrungen machen, die so oder in dieser Intensität bislang unbekannt gewesen waren.<sup>1</sup>



Die alltags- und kulturgeschichtliche Forschung, aber auch die deutsche Landes- und Lokalgeschichte, haben solche einschneidenden Erfahrungen in das Alltagsleben der Menschen im Krieg in den vergangenen Jahrzehnten vielfach untersucht und beschrieben. Dabei wurde der begeisterte Aufbruch in den Krieg, das sogenannte Augusterlebnis, regional differenziert; deutlich zutage trat dabei ein breites Spektrum von Verhaltensweisen, das mancherorts auch Sorge und Ablehnung umfasste. Untersucht wurde auch die Ernährungslage der Bevölkerung, die Entwicklung des Arbeitsmarktes, die Rohstoffversorgung der Wirtschaft oder auch die Sozialpolitik, so dass uns heute ein vielgestaltiges Bild der durch den Krieg beschleunigten Wandlungen der Gesellschaft vor Augen steht. In Mainz wie andernorts wurden

---

<sup>1</sup> Bei den folgenden Ausführungen ist entsprechend der Vorgaben der Publikationsreihe bewusst der Vortragscharakter beibehalten worden. Über die daher nur ausgewählt benannte Literatur hinaus basieren die Ausführungen auf dem Studium archivalischer Quellen im Stadtarchiv Mainz (Bestand 70), dem Landesarchiv Speyer (Bestände H 1, 31, 36, 38, 45, 46), dem Bundesarchiv Berlin (Bestand R 901/84377), dem Bundesarchiv, Militärarchiv Freiburg (Bestand PH 22/II, PH 3), dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv, Abt. IV Kriegsarchiv (Bestand Bayerisches Kriegsministerium, Festungsgouvernement Germersheim, Stellvertretendes Generalkommando II. Armee Korps, Sanitätsamt, Kriegsgefangeneneinheiten). Dieser Beitrag erscheint zudem in der Schriftenreihe des Verbands der Geschichtslehrer Deutschlands, Landesverband Rheinland-Pfalz.

während des Krieges z. B. viele Lebensbereiche in eine so vorher nie gekannte staatliche bzw. städtische Fürsorge genommen, weil man anders der überbordenden Probleme kaum mehr Herr werden konnte. Wegen des hohen Anteils von Militär in der Stadt war hier die anfängliche Arbeitslosigkeit nicht so spürbar und machte 1916 bereits einem deutlichen Arbeitskräftemangel Platz. Die Mieten stiegen enorm, so dass viele Menschen bald ihren finanziellen Verpflichtungen gegenüber den Vermietern nicht mehr nachkommen konnten. Das war auch Folge einer beachtlichen Preissteigerung für Lebensmittel: Schon ab dem 16. März 1915 mussten in Mainz Brotkarten ausgegeben werden, ab 1916 setzte eine echte Zwangsbewirtschaftung für alle wichtigen Nahrungsmittel, vor allem für Kartoffeln, ein und trotzdem stellte der Winter 1916/17 einen regelrechten Hungerwinter dar. Das neu eingeführte Städtische Amt für Kriegswirtschaft funktionierte in Mainz beispielhaft gut, konnte die Preissteigerung aber nicht aufhalten. Bezahlte man 1914 hier in Mainz noch 36 Pfennig für einen Laib Brot, so waren es 1918 1,06 Mark, ein Liter Milch kostete 1914 noch 24 Pfennig, 1918 80 Pfennig – bei einem Wochenverdienst für eine Arbeiterin von 3,80 Mark enorme Summen, wenn davon, wie damals üblich, viele Kinder ernährt werden mussten. Groß waren auch die Fürsorgelasten, die die Stadt nun mit neuen Ämtern tragen musste: Eine Hauptstelle für Kinderfürsorge wurde geschaffen, die sich der sozialen Probleme von Familien annahm, deren Ernährer an der Front stand oder gar schon gefallen war. Zudem galt es, der wegen der schlechten Ernährungslage steigenden Säuglingssterblichkeit entgegenzuwirken. Und doch bedurfte es vielfältiger Spendenaktionen, um der sozialen Not der Familien Herr zu werden, wenn der Familienvater gar nicht mehr oder als Kriegsverwundeter heimkehrte. Die Nagelsäule vor dem Dom gibt davon heute noch Zeugnis: Sie wurde errichtet, um durch den Verkauf von Nägeln, die in einen Baumstamm getrieben wurden, Geld für die Familien verwundeter Soldaten einzunehmen. Sie war zugleich allerdings auch ein Mittel, um der bald schon spürbaren Kriegsmüdigkeit der Bevölkerung entgegenzuwirken und patriotischen Geist zu entflammen: Der in den Stamm getriebene Stahl sollte auch Ausdruck eines unbeugsamen Willens sein, sich der Feinde zu erwehren bis zum endgültigen Sieg. An den

wollten viele durch die Zeichnung von Kriegsanleihen glauben oder wurden dazu doch von ganzen Schulklassen, die dafür in offiziellem Auftrag Werbung machten, überredet – und verloren am Ende nicht selten ihr ganzes Vermögen. So war das Kriegsende schließlich für viele Bürger nicht nur eine nationale, sondern oft auch eine ganz persönliche Katastrophe.<sup>2</sup>

Solche Erfahrungen machte man nicht nur in Mainz – überall im Reich waren diese Folgen des modernen, gleichsam industrialisierten Krieges zu spüren, denen sich letztlich niemand entziehen konnte. Darüber hinaus dürften die frontnahen Grenzgebiete – im Westen wie im Osten oder Süden – aber auch spezifische oder besonders intensive Auswirkungen der totalen Kriegsmobilisierung erfahren haben, die im Folgenden ohne Anspruch auf Vollständigkeit mit Blick auf den westlichen Kriegsschauplatz thematisiert werden sollen.

Dazu soll zunächst die geostrategische Situation des linksrheinischen Deutschland mit einem besonderen Blick auf jene Gebiete analysiert werden, die das heutige Bundesland Rheinland-Pfalz abdecken. Sodann gilt es, besondere Problemlagen der Grenzregion im Kriege ins Auge zu fassen: der Abtransport und Einsatz von Kriegsgefangenen, die Aufnahme von Kranken und Verwundeten aus dem Frontgebiet und schließlich die Gefährdung der Region aus der Luft.

---

<sup>2</sup> Forschungen zur Geschichte von Mainz im Ersten Weltkrieg sind bislang sehr überschaubar: Einen Überblick über das Alltagsleben bietet Schütz, F., Vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg (1914–1945), in: Mainz. Die Geschichte der Stadt, hrsg. v. F. Dumont, F. Scherf, F. Schütz, 2. Aufl. Mainz 1999, S. 475–512, hier S. 475–480; Berkessel, Hans, Brüchert, Hedwig (Red./Hrsg.), Mainz und der Erste Weltkrieg (Mainzer Geschichtsblätter. Veröffentlichungen des Vereins für Sozialgeschichte Mainz e.V. H. 14), Mainz 2008. Krach, Tillmann (Bearb.), Paul Simon (1884–1977). Meine Erinnerungen. Das Leben des jüdischen Deutschen Paul Simon, Rechtsanwalt in Mainz, Mainz 2003, S. 62–70 bietet subjektive Einblicke in das Geschehen vor Ort. Über die auch von Mainzer Verlegern mitbetriebene Militarisierung der Gesellschaft siehe Geisler, Silja, Mühlenberg-Scholtz, Beatrix (Hrsg.), „Wir spielen Krieg“. Patriotisch-militaristische Früherziehung in Bilderbuch und Spiel 1870–1918, Mainz 2014. Die Festungsgeschichte haben Büllesbach, Rudolf, Hollich, Hiltrud, Tautenhahn, Elke, Bollwerk Mainz. Die Selbstellung in Rheinhessen, München 2013 aufgearbeitet.

## **I. Die geostrategische Lage des linksrheinischen Deutschlands im Ersten Weltkrieg<sup>3</sup>**

Im Grenzgebiet des linksrheinischen Deutschland hatten die Menschen seit Jahrhunderten Erfahrungen mit den Folgen kriegerischer Auseinandersetzungen insbesondere mit Frankreich machen müssen. Deshalb hatte der Deutsche Bund nach der Befreiung von der napoleonischen Vorherrschaft am Anfang des 19. Jahrhunderts beschlossen, Deutschland in dieser Grenzregion gegenüber Frankreich wirkungsvoll abzusichern. Diese Absicherung erfolgte in den Jahrzehnten bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zweckmäßigerweise auf dem linken Rheinufer, und sie erfolgte in der für diese Zeit typischen Art und Weise mit großen Festungsanlagen, deren Aufgabe es war, einen Anmarsch feindlicher Heere aus dem Westen aufzuhalten und die Hauptverbindung der eigenen Streitkräfte mit dem rückwärtigen Gebiet zu sichern. So wurden die seit jeher befestigten Plätze am Rhein weiter verstärkt fortifiziert: Mainz an der Mündung von Rhein und Main, die oft so genannte „Reichsbarriere“ oder „Vormauer des Reiches“, wurde festungsmäßig ausgebaut. Aber auch Koblenz am Zusammenfluss von Mosel und Rhein wurde zur Großfestung erweitert und von 1834–1861 wurde in der Pfalz Germersheim neben dem alten Festungsstandort Landau als neue Festung, in diesem Fall vom bayerischen Staat, angelegt, um die Festungslinie Luxemburg–Saarlouis–Landau bis zum strategisch wichtigen Rhein zu schließen. Germersheim kam dabei die Aufgabe zu, den Rheinübergang zu

---

<sup>3</sup> Zur Festungsgeschichte des Südwestdeutschen Raumes s. Neumann, Hans-Rudolf (Hrsg.), *Historische Festungen im Südwesten der Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart 1995. Die jüngere Festungsgeschichte von Mainz erhellt aus der älteren Arbeit von Börckel, Alfred, *Mainz als Festung und Garnison von der Römerzeit bis zur Gegenwart*, Mainz 1913 sowie einem direkten Einblick in das Geschehen durch den Zeitzeugenbericht von Stahl, Hans, *Meine Erlebnisse als Militärbranddirektor der Festung Mainz in den Jahren 1914–1918*, München 1933. S.a. Falck, Ludwig, *Die Festung Mainz. Das Bollwerk Deutschlands. „Le Boulevard de la France“*, Eltville 1991. Grundlegend die Arbeit von Büllsbach u.a. (wie Anm. 2). Zur Festung Koblenz: S. u. a. Wischemann, Rüdiger, *Die Festung Koblenz*, Koblenz 1978. Zur Festung Germersheim: S. u. a. Probst, Thomas W., *Die Garnison Germersheim*, in: *Germersheim im 20. Jahrhundert. Wege einer Festungsstadt in die Mitte Europas*, hrsg. v. M. Kißener, Ubstadt-Weiher u. a. 2008, S. 355–382.

sichern, vor allem Stützpunkt für die mittelrheinische Operationsbasis des eigenen Heeres zu sein und als solche die Grenze zu Frankreich am Rhein zu decken.

Die waffentechnische Entwicklung hatte diese großen Festungsanlagen allerdings schon zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Frage gestellt, ja eigentlich wertlos gemacht. Denn spezielle Munition und neue Waffentechnologie waren bald in der Lage, diese Mauern zu durchbrechen oder über sie hinweg aus weiter Entfernung in die Festungsstädte zu schießen. Dennoch spielten diese Festungen beim Krieg gegen Frankreich 1870/71 nach wie vor eine zentrale Funktion für die Logistik der kämpfenden Truppe, für das Kriegsgefangenenwesen, das Sanitätswesen und auch für die Führung des Kampfes. Nicht zufällig befand sich das Hauptquartier der verbündeten deutschen Heere beim Angriff 1870 im Deutschhaus in Mainz, und beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges nahmen am 16. August 1914 der Kaiser und seine verantwortlichen Berater ihr erstes Feldquartier in der verkehrsgeographisch so günstig gelegenen Festungsstadt Koblenz.

Die Festungsstädte wurden nach 1870/71 sogar um- und ausgebaut, selbst in jenen Zeiten, in denen die alten Umwallungen schon aufgebrochen wurden, um den Städten im Zeitalter der Industrialisierung Entfaltungsmöglichkeiten zu eröffnen und vor dem Hintergrund der durch die Annexion von Elsass und Lothringen nun vergrößerten Distanz zum sog. „Erbfeind“ Frankreich. So legte man alte Festungsmauern in Mainz z.B. nieder, baute zugleich aber an Kasernen weiter und errichtete eine große Armeekonservenfabrik. Koblenz erhielt 1911 noch ein neues Armeelazarett mit 3.000 Betten und die Armee okkupierte dort nun mehr Übungs- als altes Festungsgelände. Die Ursache für solche Ausbaumaßnahmen war, dass diese Festungen durch die strategischen Planungen für einen Krieg an zwei Fronten, wie sie etwa der Plan des Generals Schlieffen formulierte, wieder Bedeutung für eine eventuelle Abwehr des Feindes auf dem linken Rheinufer bekamen, mit dessen Gegenstoß man rechnen musste, wenn man weiter nördlich mit einem starken rechten Flügel durch

Belgien auf Paris zumarschieren wollte. Die Folge war ein allmählicher, moderner Ausbau der Festungsanlagen mit stahlbetonierten Forts im Vorfeld der alten Mauern, die auch mit der Entwicklung der modernen Waffentechnologie standhalten konnten.

Als 1914 der Krieg ausbrach, hörte dieser Ausbau der militärischen Anlagen nicht etwa auf, sondern wurde in Mainz mit ca. 30.000 Arbeitern weiter vorangetrieben. Auch die Festung Germersheim wurde in einem Radius von 30 km in gleicher Weise von 10.000 Arbeitern weiter abgesichert. Koblenz bekam immerhin einige neue Stahlbeton-Kampfstände.

Für die Menschen in diesem Grenzgebiet war der Krieg damit vor Ort wieder einmal als reale Bedrohung präsent: Man musste damit rechnen, dass die Heimat zum Kriegsschauplatz werden konnte. Als sich die Bedrohungslage nach den ersten Waffenerfolgen vorübergehend abschwächte, fungierten gerade die Festungen als Knotenpunkte der militärischen Logistik in diesem Raum und ließen die Dimensionen des modernen Materialkrieges für jedermann erfahrbar werden. Tausende von Reservisten und Rekruten fanden sich ein um ausgerüstet und eingeübt zu werden – noch im Juni 1915 war Mainz z.B. mit 12.000 Soldaten überbelegt, so dass nicht einmal für jeden Soldaten eine Schlafgelegenheit vorhanden war. Das Munitionsdepot im nahe gelegenen Uhlerborn wurde zu einem der drei größten Nachschubdepots, die die Westfront belieferten. Die Bahnhöfe und das Schienennetz der Region bekamen jetzt größte Bedeutung für den Transport von Rüstungsgütern zur Front und wurden eilig ausgebaut, wenn es nur irgendwie ging. In dem hektischen Getriebe der linksrheinischen Festungsstädte hatte sich alles nach den militärischen Notwendigkeiten zu richten, der Festungsgouverneur übernahm die gesamte vollziehende Gewalt. Das bedeutete praktisch z. B. strengste Zensur, Durchsetzung der Geheimhaltung über alle militärischen Bewegungen, Anlagen und Bautätigkeiten mit allen Mitteln, Einschränkungen der verfassungsmäßigen Rechte auch für die Organe in Land und Stadt und Zwangseinquartierung von tausenden von Soldaten in Privathaushalten. In der Bevölkerung entwickelte sich vor diesem Hin-



tergrund gerade in den ersten Wochen und Monaten des Krieges eine grassierende Spionagefurcht, die freilich auch für andere Garnisonsstädte überliefert ist. In Mainz jedenfalls brauchte es nicht viel, um eines feindlichen Verhaltens verdächtigt zu werden, vielleicht sogar als Spion zu gelten. Hier und da kamen sogar Fälle von versuchter Selbstjustiz vor, wenn man sicher glaubte, einen französischen Spion auf der Straße erwischt zu haben. Der Festungsgouverneur musste in einer eigenen Bekanntmachung sogar zur Ruhe aufrufen und voreilige Reaktionen strengstens verbieten, so sehr nahm diese Hysterie Überhand. Auch die Rheinschiffer hatten es nicht leicht: Sie standen als beständig Reisende besonders im Verdacht Spionage zu betreiben und wurden sehr scharf überwacht. Besonders schlecht erging es bei alledem den Tauben: Da man befürchtete, dass sich hier und da noch französische oder belgische Brieftauben bei einem Züchter befänden, die zur Übermittlung von Ausspähungen dienen könnten, wurde alles unternommen, die Tiere in den Käfigen zu halten, notfalls auch zu töten, um die Nachrichtenübermittlung an den Feind zu unterbinden. Ganz abwegig war das nicht, denn noch 1917 wurden kleine Kästen mit Brieftauben im Festungsgebiet Mainz gefunden, die von Ballons abgeworfen worden waren. Man hoffte in Frankreich offenbar, dass Spione oder vielleicht auch Kriegsgefangene ihrer habhaft werden könnten und Nachrichten auf diesem Weg übermittelten.

## II. Kriegsgefangene<sup>4</sup>

Schon in den ersten Wochen führte der Krieg zu einer großen Zahl gefangener feindlicher Soldaten, die von der Front weggebracht und sicher untergebracht werden mussten. Diese Gefangenen des westlichen Kriegsschauplatzes erreichten zuerst im Linksrheinischen deutschen Boden, wo sie jedoch, den ersten Planungen zufolge, nicht

---

<sup>4</sup> Zur Geschichte der Kriegsgefangenschaft im linksrheinischen Deutschland s. Thalmann, Heinrich, Die Pfalz im Ersten Weltkrieg (Beiträge zur pfälzischen Geschichte 2), Kaiserslautern 1990; Senner, Martin, Die Russen in der Klappergasse. Ein Beitrag zur Geschichte Kreuznachs im Ersten Weltkrieg, in: Landeskundliche Vierteljahrsblätter 53 (2007), S. 37–46, 79–91.

bleiben sollten – aus Gründen der Versorgung und der Fluchtgefahr. Wohin aber diese tausende von Gefangenen gebracht werden sollten und wie sie unterzubringen wären, war anfänglich völlig unklar. Zunächst wurden die Garnisonsstädte im Innern Deutschlands als Orte für Kriegsgefangenenlager ausgewählt, weil dort die Bewachung leichter zu bewerkstelligen war. Als das nicht mehr reichte, wurden auf Truppenübungsplätzen große umzäunte Barackenlager errichtet, die jedoch den militärischen Übungsbetrieb störten. Der Abzug immer neuer Arbeitskräfte zum Kriegsdienst an der Front machte es dann aber bald zur Notwendigkeit, die Kriegsgefangenen als Ersatzarbeitskräfte einzusetzen – auch im linksrheinischen Deutschland.

Der Empfang der ersten französischen Kriegsgefangenen durch die Bevölkerung verlief im westlichen Grenzgebiet ganz anders als es angesichts der Kriegsbegeisterung Anfang August zu erwarten gewesen wäre. In Kaiserslautern kam es am 12. August 1914 geradezu zu einem Skandal, der von der Presse begierig aufgegriffen wurde, weil Rot-Kreuz-Schwester den französischen Gefangenen am Bahnhof so viele Erfrischungen, Nahrungsmittel und Bekleidung reichten, dass besonders national Gesinnte dies für völlig übertrieben hielten und sich über dieses angeblich unpatriotische Verhalten öffentlich ent-rüsteten. Diese positive Grundeinstellung änderte sich auch in der Folgezeit nicht, vor allem wenn Kriegsgefangene als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft oder im Gewerbe dringend gebraucht wurden und man so im Alltag in ständigem Kontakt stand. Überreich sind Belege in den Quellen zu finden, die zeigen, dass die Menschen gerade auch den französischen Gefangenen trotz Androhung von schwerer Strafe zukommen ließen, was offensichtlich Not tat. Wie eine Anordnung der Bayerischen Regierung der Pfalz aus dem Jahr 1915 erkennen lässt, wurde dies als ein so massives Problem wahrgenommen, dass man die Bürgermeister und Pfarrerämter der Region wissen ließ, man werde die Anforderung französischer Kriegsgefangener bei den Militärbehörden hier grundsätzlich untersagen und nur noch russische Soldaten als Arbeitskräfte einsetzen, wenn diese überaus freundliche Behandlung der gefangenen Franzosen nicht aufhöre.<sup>5</sup> Dabei wurde allerdings verschwiegen, dass sich zivile wie militärische

Dienststellen selbst mit der Haltung zu den Kriegsgefangenen schwer taten: Einerseits wünschte man sich einen von Patriotismus geprägten würdevollen Abstand, andererseits wollte man eine rechtlich völlig einwandfreie Behandlung der Kriegsgefangenen sicherstellen, schon um die eigenen Kriegsgefangenen im kriegführenden Ausland abzusichern.

Freilich verhinderte auch eine angemessene Behandlung der Kriegsgefangenen gerade im grenznahen Gebiet nicht, dass viele versuchten zu fliehen und zurück in ihre Heimat zu kommen. Nach einer bayerischen Statistik aus dem Jahre 1916 gelang doppelt so vielen Kriegsgefangenen in den zwei linksrheinischen Kriegsgefangenenlagern die Flucht wie in den drei rechtsrheinischen.<sup>6</sup> Das lag letztlich daran, dass eine ausreichende und qualifizierte Bewachung beim dringend benötigten Arbeitseinsatz der Kriegsgefangenen nicht zu gewährleisten war. Die militärischen Dienststellen vermochten die benötigten Wachkräfte nicht zu stellen, die Arbeitgeber nahmen sich des Problems offenbar nur sehr nachlässig an und die angeheuerten Wachkräfte nahmen ihre Pflichten oft genug kaum wahr. Als probates Mittel gegen die Fluchtgefahr sah man hier eine ausreichende Versorgung der Kriegsgefangenen sowie eine angemessene, menschliche Behandlung an, die den Gefangenen keine Veranlassung zur Flucht gebe. Bildmaterial aus der Pfalz über Sportwettkämpfe der Kriegsgefangenen im Lager Landau oder auch die im Stadtarchiv Mainz noch vorhandenen Plakate, mit denen für Film- und Theaterabende im Offizierslager geworben wurde, belegen, dass, von Ausnahmen abgesehen, die Lage der Kriegsgefangenen jedenfalls wesentlich besser war als später im Zweiten Weltkrieg.

In aller Regel waren die mit den Kriegsgefangenen in Kontakt stehenden Arbeitgeber bemerkenswerterweise auch von ethnischen Vorurteilen frei. Russische Kriegsgefangene waren wegen ihrer Arbeitskraft besonders in der Landwirtschaft beliebt. Bei den Mainzer Elektrizitäts-

---

<sup>5</sup> LA Speyer, 436 Nr. 410.

<sup>6</sup> LA Speyer, H 46/574.

werken sah man keinerlei Zusammenhang zwischen der Arbeitsleistung der Kriegsgefangenen und ihrer Herkunft: Dort bat man 1917 um die Zuteilung von 25 italienischen Gefangenen als Heizer, denn mit den russischen hatte man keine guten Erfahrungen gemacht. Diese seien nämlich „träge und faul“. Deutsche Soldaten aus der Garnison wollte man aber ebenso wenig als Aushilfskräfte haben. Denn: „Die Soldaten, die uns von der Garnison gestellt werden, sind, was Arbeitsleistung anbelangt, leider nicht höher zu bewerten als die Russen.“<sup>7</sup>

### III. Verwundete und kranke Soldaten<sup>8</sup>

Dass die moderne Waffentechnik viele Opfer und Verwundete bedingen würde, war den militärischen Stäben schon vor dem Ersten Weltkrieg klar – was jedoch schon in den ersten Wochen des Krieges auf dem Gefechtsfeld passierte, übertraf alle Befürchtungen. Im Durchschnitt waren pro Kriegsjahr rund 900.000 deutsche Verwundete und Kranke von den diversen Kriegsschauplätzen zu versorgen. Sobald ein Verwundeter auf dem Truppenverbandsplatz hinter der Hauptkampflinie vorläufig versorgt war, sollte er eigentlich über den Hauptverbandsplatz oder das Feldlazarett in ein Kriegs- oder Etappenlazarett und schließlich in die Lazarette des Heimatgebietes weitertransportiert

---

<sup>7</sup> StA Mainz 70/857, Städtisches Elektrizitätswerk an OB Mainz, 5. November 1917.

<sup>8</sup> Grundlegend zum Sanitätswesen im Ersten Weltkrieg: Schwiening, Heinrich, Sanitätsstatistische Betrachtungen, und Rosenbaum, Wilhelm, Das Krankentransportwesen im Weltkriege, in: Die deutschen Ärzte im Weltkriege. Ihre Leistungen und Erfahrungen, hrsg. v. W. Hoffmann, Berlin 1920, S. 224–254 und 255–315; Heeres-Sanitätsinspektion des Reichskriegsministeriums (Bearb.), Sanitätsbericht über das Deutsche Heer (Deutsches Feld- und Besatzungsheer) im Weltkriege 1914/1918 (Deutscher Kriegssanitätsbericht 1914/1918) 2 Bde., Berlin 1935 und 1938; Ring, Friedrich, Zur Geschichte der Militärmedizin in Deutschland, Berlin 1962. S. a. Greim, Andreas, „50 Fahrten mit dem Lazarettzuge nach der Westfront“. Die Kriegererlebnisse und -erfahrungen der Darmstädter Sanitäter Alfred Ihme und Alexander Perlyn auf dem Vereinslazarettzug 03 „Großherzogin von Hessen“, in: Kriegsalltage. Darmstadt und die Technische Hochschule im Ersten Weltkrieg, hrsg. v. U. Schneider, Th. Lange (TUD Schriftenreihe Wissenschaft und Technik 83), Darmstadt 2002, S. 311–356; Braselmann, Jochen, Die militärische und freiwillige Krankenpflege im Ersten Weltkrieg 1914–1918 unter besonderer Berücksichtigung des pfälzischen Heimatgebietes, in: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz 107 (2009), S. 341–388 sowie Thalmann (wie Anm. 4).

tiert werden. Dieser Transport sollte zunehmend mit speziellen Lazaretzügen, aber auch mit Sanitätsschiffen auf dem Rhein erfolgen, die sich allerdings bald als zu langsam und zu umständlich herausstellten. Da die gesamte Organisation aber schon bei den ersten größeren Schlachten versagte und den gewaltigen Zustrom von Verwundeten nicht zu beherrschen vermochte, suchten diese sich selbst zu helfen und drängten in Scharen zu den Zügen und Schiffen Richtung Heimat, wo sie im Linksrheinischen häufig erstmals sanitätsärztlich richtig behandelt wurden. Erst durch eine Neuorganisation des Sanitätstransportwesens Ende 1914 konnte die Situation vorläufig verbessert werden, doch führten Großkampfeignisse auch in der Folgezeit immer wieder zu unbeherrschbaren, katastrophalen Zuständen im Militärsanitätswesen. Was dies für eine Stadt wie Mainz bedeutete, wird durch verstreute Zeitungsmeldungen erahnbar, die anfänglich noch über das Sanitätswesen publiziert wurden: Am 27. August 1914 kamen in der Festungsstadt um 0:00 Uhr 40 Verwundete an, die versorgt und für den Weitertransport „gelabt“ werden mussten, um 3:20 Uhr folgten weitere 90 Soldaten. Um 14:08 Uhr trafen erneut 250 Verwundete ein, um 15:24 Uhr nochmals 152, die ärztlich betreut wurden. Zugleich war auch für 195 Soldaten, die sich zur Front bewegten, medizinisch Sorge zu tragen. Wenige Tage später, am 3. September 1914, wurde über den Arbeitsanfall an den gleichzeitig eintreffenden Lazarettschiffen berichtet. Am 31. August erreichten Mainz auf diesem Weg 150 deutsche und 18 französische Verwundete, am 1. September waren es 156 deutsche und 32 französische Soldaten, die medizinischen Beistand benötigten und am 3. September belief sich die Gesamtzahl der per Schiff in Mainz auflaufenden Verwundeten auf 180. Zur gleichen Zeit wurden einer anderen Meldung zufolge jeweils 400 Verwundete am 2. und 3. September versorgt, die in Mainz per Zug eintrafen.<sup>9</sup> Wer von diesen Verwundeten oder Kranken aus medizinischen Gründen in der Festungsstadt bleiben musste, für den stand eine Vielzahl

---

<sup>9</sup> Stadtbibliothek Mainz, Sign. 42/788: Aus großer Zeit. Eine Chronik von Tag zu Tag seit Ausbruch des Krieges 1914. Zusammengestellt aus dem „Mainzer Tagblatt“, H. 3, S. 71 und 91, H. 4, S. 98. Wieviele von diesen Verwundeten in die Mainzer Lazarette eingeliefert wurden und wieviele weitertransportiert wurden, geht aus dem veröffentlichten Zahlenmaterial nicht hervor.

von Behandlungsmöglichkeiten zur Verfügung. Jeder nur irgendwie verfügbare Raum war für Sanitätszwecke requiriert worden. Die städtischen Medizinaleinrichtungen und auch das gerade erst eröffnete neue Krankenhaus mussten bereit stehen und helfen. Vor allem aber waren bis auf zwei Ausnahmen alle Volksschulhäuser von der Festungsverwaltung als Hilfslazarette beschlagnahmt worden. Von den 242 Schulsälen, die es insgesamt in Mainz gab, dienten 143 Lazarettzwecken. Die Stadtverwaltung fragte bei anderen Städten an, wieviel öffentlicher Raum dort für Lazarettzwecke requiriert worden sei, in Darmstadt, in Wiesbaden oder Frankfurt, sogar in der Festungsstadt Köln – nirgendwo war so viel Raum für die Pflege der Verwundeten vereinnahmt worden wie hier. Wo die 1914 15.300 schulpflichtigen Mainzer Kinder bleiben sollte, war unklar, die Stadt musste improvisieren. Ganz ähnlich waren die Verhältnisse in der Pfalz, die zunächst noch als Etappengebiet galt. Hier gab es so viele Lagerstellen für Verwundete und Kranke von der Front wie nirgendwo sonst in Bayern. Der Krieg mit seinen furchtbaren Folgen war hier im Grenzgebiet also sehr präsent, er war intensiver und unmittelbarer erfahrbar als im Inneren des Reiches.

#### **IV. Krieg aus der Luft<sup>10</sup>**

Die geographische Nähe zum westlichen Kriegsschauplatz bedingte es schließlich auch, dass man sich im Grenzgebiet bereits im Ersten Weltkrieg mit feindlichen Luftangriffen auseinandersetzen musste. Die technologischen Veränderungen in der Kriegführung wurden in diesem Krieg rasant beschleunigt, wollte doch jeder jeden sich bietenden technologischen Vorteil nutzen, um den Krieg zu gewinnen. So nahm auch die Entwicklung der Luftwaffe einen enormen Aufschwung. Erst allmählich jedoch gelang es, einsatzfähige Flugzeuge zu produzieren, die eine nennenswerte Bombenlast tiefer in das Hin-

---

<sup>10</sup> S. hierzu Thalmann (wie Anm. 4), Krauß, Martin, Rummel, Walter (Hrsg.), „Heimatfront“ – Der Erste Weltkrieg und seine Folgen im Rhein-Neckar-Raum (1914–1924), Ubstadt-Weiher 2014, S. 121–125.

terland des Feindes transportieren und halbwegs zielgenau abwerfen konnten. Das frontnahe Heimatgebiet war von dieser Entwicklung am intensivsten betroffen, tauchten im gesamten linksrheinischen Gebiet doch von Anfang an immer wieder feindliche Flugzeuge auf, die Industrieanlagen und Nachschubwege zerstören wollten. So wurde z.B. schon am 27. Mai 1915 Ludwigshafen und die dort ansässige BASF Ziel von einem ersten Luftangriff mit 18 Flugzeugen, der zunächst noch wenig Schaden anrichtete, aber bereits 12 Menschenleben kostete und 25 weiteren teils schwere Verwundungen beibrachte. Gegen Ende des Krieges mehrten sich die Angriffe feindlicher Flugzeuge, forderten mehr Menschenleben und zerstörten Gebäude, auch in Mainz, z.B. bei den beiden Angriffen am 9. Mai und 15. September 1918. Die militärische Bedeutung dieser Luftangriffe war noch gering, ihre psychologische Wirkung auf die Bevölkerung hingegen sehr groß. Beim Auftauchen feindlicher Flugzeuge gerieten die Menschen vielfach geradezu in Panik, sie flüchteten sich in Keller und Bunker. Praktisch aus dem Nichts musste ein Warnsystem aufgebaut werden, das sich zunächst äußerst primitiv ausnahm: Luftbeobachter auf Kirchtürmen und auf den Höhen des Pfälzer Waldes etwa, die telefonisch Feindanflüge weitermeldeten – meist zu spät, um noch wirksame Vorsorge zu treffen. Gegen Nachtangriffe versuchte man sich mit Lichtattrappen auf den Feldern der Pfalz zu wehren, die die feindlichen Flugzeugführer irreleiten und zum Abwurf ihrer Bomben auf freiem Felde verleiten sollten. In Mainz glaubten Bürger wie Behörden sich mit einem größeren Lager für kriegsgefangene französische Offiziere gegen die Angriffe wehren zu können, das sie von der militärischen Führung einforderten. Es war sicher nur ein schwacher Trost, dass auf dem Gonsenheimer Flugfeld dann 1918 eine Kampfeinsatzstaffel von Jagdflugzeugen stationiert wurde, die der Bedrohung Abhilfe schaffen sollte.

Im frontnahen Heimatgebiet mussten die Menschen so schon im Ersten Weltkrieg erfahren, was im Zweiten Weltkrieg zum Alltag wurde: die tödliche Bedrohung der Heimat aus der Luft.

## V. Fazit

Das linksrheinische Deutschland erlebte den Ersten Weltkrieg ähnlich wie andernorts als einschneidende Zäsur: Der Krieg beeinflusste das Alltagsleben bald schon massiv, der Mangel wurde zum ständigen Begleiter der Menschen. Die geographische Lage dieses Raumes bescherte den Einwohnern dieses frontnahen Gebietes darüber hinaus eine Reihe weiterer massiver Belastungen. Hier musste man intensiv damit rechnen zum Kampfgebiet zu werden, denn der massive Aus- und Neubau stahlbetonierter Forts und Kampfstände im Umfeld der traditionellen Festungsanlagen war eine Reaktion auf die Bedrohung durch militärische Gegenschläge des Kriegsgegners. Hier massierte sich militärisches Potential und Logistik, das für den westlichen Kriegsschauplatz benötigt wurde und bestimmte das Alltagsleben.

Zugleich wurden hier die Folgen des neuartigen industrialisierten Vernichtungskrieges unmittelbar spürbar und anschaulich. Im frontnahen Heimatgebiet trafen tausende Verwundete und Kranke von den Schlachtfeldern in Frankreich kommend zuerst auf deutschen Boden und mussten hier angesichts einer überforderten Sanitätstruppe z. T. erstmals medizinisch versorgt werden. Eine sehr große Zahl von Lagerstellen für Verwundete und Kranke lässt erkennen, wie intensiv hier der Kontakt mit den erschreckenden Folgen der modernen Kriegführung gewesen sein muss.

Auch Kriegsgefangene trafen hier zuerst auf deutschen Boden, wurden zunächst aber überwiegend ins Hinterland weitergeleitet. Der Umgang der Bevölkerung mit dem geschlagenen und gefangenen Feind war anders als im Zweiten Weltkrieg trotz der nationalen Resentiments gerade im Grenzgebiet, wo man nicht selten seit langem über Beziehungen ins benachbarte Ausland verfügte, überwiegend korrekt, im Alltag häufig sogar freundlich.

Als besonders belastend wurden die in den frontnahen Gebieten schon im Ersten Weltkrieg zu verzeichnenden Luftangriffe empfunden, die eine ganz neue Art der Kriegführung auch in der Heimat



erfahrbar machten. So stellt gerade dieser Aspekt der Kriegserfahrung im Ersten Weltkrieg eine „Zeitenwende“ dar, die in diesem Raum intensiv erfahren wurde: Die traditionelle Unterscheidung zwischen Front und Heimat oder Hinterland verwischte im Zeitalter des totalen, industrialisierten, Massen vernichtenden Krieges zunehmend, die Heimat wurde allmählich immer mehr in das Frontgeschehen einbezogen, sie wurde auf eigene Weise zur Kampffront, wortwörtlich zur „Heimatfront“.



## Der Schützengraben als Zone der Gewalt. Frontalltag im Ersten Weltkrieg

---

**Benjamin Ziemann** (University of Sheffield)



Überlieferte Bilder und Mythen des Fronterlebnisses gibt es genug und allein ihre anhaltende Wirksamkeit für die historische Wahrnehmung und Erinnerung mag Grund genug dafür sein, kurz an sie zu erinnern. Zu ihnen zählt etwa der Mythos von Langemarck, also die heroische Erzählung von jenen Scharen junger, überwiegend aber nicht ausschließlich studentischer Kriegsfreiwilliger, die sich im November 1914 in Flandern mit Todesverachtung dem feindlichen Maschinengewehrfeuer entgegenstellten. Der von der Obersten Heeresleitung am 11. November 1914 veröffentlichte Tagesbericht enthielt in seinen knappen Formulierungen bereits wichtige Elemente des Mythos:

„Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie. Etwa 2000 Mann französischer Linien-Infanterie wurden gefangen und sechs Maschinengewehre erbeutet.“<sup>1</sup>

Man sieht, wie durch den Verweis auf das Singen eines patriotischen Liedes (zur Nationalhymne wurde das Deutschlandlied erst in der Weimarer Republik) und durch die Veränderung des Ortes (das Gefecht fand tatsächlich in der Nähe des kleinen Ortes Bixschote statt, kein für deutsche Ohren eingängiger Name) bereits mit weni-

---

<sup>1</sup> Für genauere Nachweise zum Folgenden vgl. Benjamin Ziemann, *Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten – Überleben – Verweigern*, Essen 2013. Soweit nicht anders nachgewiesen, dort auch alle Zahlenangaben und wörtlichen Zitate. Weitere Quellen finden sich in: Bernd Ulrich/Benjamin Ziemann (Hg.), *Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Ein Historisches Lesebuch*, Essen 2008.

<sup>1</sup> Zit. nach: *Kriegs-Kalender und Kriegsdespeschen. Nach den amtlichen Berichten*, Bd. 1, Berlin 1916, S. 174.

gen Strichen die Grundlage für die Erzählung eines nationalistischen Heldenpanoramas der Studenten gelegt wurde. Des weiteren ist der Mythos von Verdun zu nennen, also jene Erzählung, in der zu Stahl gehärtete Männer in einem von den Waffen der Materialschlacht zerpflügten Gefechtsfeld ausharren, um mit einer gewaltigen, in die Hunderttausende gehende Zahl von Todesopfern einen womöglich entscheidenden Durchbruch durch die erstarrten Stellungen zu erzielen. Auf Seiten der Franzosen bestand die Vorstellung, an einem besonders geschichtsträchtigen Ort die Grande Nation durch eine übermenschliche Mobilisierungsleistung zu verteidigen. Erwähnt sei ferner der Mythos der Frontgemeinschaft, also die in allen kriegführenden Ländern in verschiedener Form ausgeprägte Erzählung von jener soziale Klassen und militärische Rangstufen übergreifenden Männergemeinschaft. Diese entwickelte sich angeblich an der Front in Abgrenzung von der als verlottert wahrgenommenen Etappe sowie von der als feminisiert wahrgenommenen Heimat. Zu den Mythen gehört schließlich auch der Dolchstoß, also jene bereits gegen Kriegsende verbreitete Vorstellung, dass die Niederlage der deutschen Truppen nur durch die hinterlistige Attacke einer zumeist jüdisch und weiblich konnotierten Heimat in den Rücken des unbesiegten Heeres zu erklären sei.

Alle diese Mythen erfüllten während des Krieges und in der Nachkriegszeit eine wichtige Funktion: sie zerlegten komplexe Handlungsabläufe in ein einfaches Vorher/Nachher-Schema. Dies war als Sinn-generator für die Markierung von politischen Kollektiven dienlich. Mit ihrer oft verschlungenen Rezeptionsgeschichte, die bis 1945, oft noch darüber hinaus reichte, waren diese Mythen selbst ein wichtiger Teil der Verarbeitung und Erinnerung des Fronterlebnisses nach 1918. Es wäre also falsch, diese Mythen einfach beiseite zu schieben. Besser ist es, sie historisch in ihrer Genese und Wirkung zu rekonstruieren, wie dies viele Studien der letzten Jahre getan haben.

Dessen ungeachtet bleibt die Aufgabe bestehen, das Geschehen auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges angemessen zu rekonstruieren und historisch einzuordnen. Ich will das in drei Schritten tun,

indem ich die Praxis der Gewalt in den Mittelpunkt stelle. Ich gehe dabei von der Überlegung aus, dass es im Frontalltag der Soldaten ebenso viele schreckliche wie banale Momente gab. Die Stunden des Wartens, des Wacheschiebens, des Kartenspielens und der Ablenkungen und Kompensationen – vom Alkohol bis zur Sinnsuche in religiösen Ritualen oder politischen Ideologien – waren wichtige Momente des Frontalltages. Doch worauf alle Sinnstiftungsversuche und Kompensationen antworten mussten, war in erster Linie die Herausforderung, welche die Praxis des Tötens mit sich brachte. Dabei frage ich zuerst nach den Formen und Konfigurationen, in denen das Töten erfolgte. In einem zweiten Schritt erörtere ich kurz die Chancen des Überlebens, und schließlich drittens die Praxis der Verweigerung unter den Soldaten.

## **1. Töten**

Blickt man zunächst auf die Praxis des Tötens, so fällt auf, dass die höchsten Todesquoten gerade nicht in jenen Phasen auftraten, in denen der im Titel dieses Textes ausgeflaggte Schützengrabenkrieg dominierte. An der Westfront hatten sowohl die alliierten wie die deutschen Truppen ihre höchsten Verluste vielmehr in den drei ersten, durch den Bewegungskrieg geprägten Monaten des Krieges. Diese brachten Verlustraten, die auch während der Materialschlachten des Jahres 1916 im Durchschnitt aller Truppen an der Westfront nicht einmal annähernd wieder erreicht wurden. Die Statistiker berechneten hier eine monatliche Verlustquote, auch „Gesamtausfall“ genannt. Dieser ergab sich aus der Zahl der in einem Monat als gefallen und vermisst gemeldeten Soldaten sowie aus der Zahl all jener, die längerfristig krank oder verwundet waren. Von diesem Betrag zog man jene ab, die als „dienstfähig“ wieder zur Truppe zurückkehrten. Die Verlustquote der deutschen Truppen an der Westfront etwa betrug 12,4 Prozent im August und 16,8 Prozent im September 1914. Über den ganzen Kriegsverlauf bis zum Juli 1918 hin lag die durchschnittliche Monatsquote im Westen dagegen nur bei 3,5 Prozent. Einen Anstieg der Verlustzahlen, der den Verhältnissen der ersten Kriegsmonate

nate zu Spitzenzeiten annähernd gleichkam, brachte erst wieder das letzte Kriegsjahr. Die Frühjahrsoffensive erzeugte etwa im April 1918 im deutschen Westheer eine Verlustquote von 6,8 Prozent. Vor allem die Rückzugskämpfe der letzten Kriegsmonate hatten noch sehr viel höhere Verluste zur Folge, auch wenn die lückenhafte Datengrundlage detaillierte Aussagen erschwert. Es bleibt festzuhalten, dass der Schützengrabenkrieg, bei allen Entbehrungen, die ihm im Einzelnen zu Eigen waren und die in der Erinnerungsliteratur eine breite Darstellung gefunden haben, das Leben der Soldaten nicht vergeudete, sondern vielmehr schonte.

Gravierend war ferner die Differenz zwischen den Fronten. Die deutschen Verbände an der Ostfront wiesen bereits 1916/17 nur noch ein gutes Drittel des im Westen gezählten Gesamtausfalls auf. Als Folge der im Osten seit dem 7. Dezember 1917 geltenden Waffenruhe mit Russland sank diese Zahl im folgenden Jahr auf noch nicht einmal ein Zehntel des im Westen anzutreffenden Wertes ab. Man hört oft den Hinweis, die im deutschen Geschichtsbild des Ersten Weltkrieges anzutreffende Fokussierung auf den Westen sei verfehlt, man müsse vielmehr die Ostfront weitaus stärker ins Spiel bringen. Zumindest von der Dynamik des Tötens her gesehen ist der zumeist anzutreffende Fokus auf die Westfront jedoch durchaus berechtigt. Denn dort starben die Soldaten weitaus häufiger als im Osten. Dramatische Ungleichgewichte bestanden schließlich in der Verteilung des Sterbens auf die Altersgruppen. Annähernd die Hälfte aller Gefallenen in der deutschen und der britischen Armee waren der Altersgruppe der 19 bis 24-jährigen zuzurechnen. Soldaten im Alter von über 35 Jahren stellten insgesamt etwas mehr als 30 Prozent der Mannschaften, machten aber nur gut ein Zehntel der Toten aus. Dabei verschoben sich die Gewichte erst im Verlauf des Krieges so zu den jüngeren Altersklassen. In den beiden letzten Kriegsjahren stellte bereits die kleine Gruppe der 18 bis 20-jährigen Soldaten knapp ein Viertel aller Toten! Vor allem die während des Krieges neu eingestellten Wehrpflichtigen waren somit einem extrem hohen Risiko des Sterbens ausgesetzt.

Wer tötete, das lässt sich mittelbar an der Aufschlüsselung der Waffen ablesen, die für Verwundungen und Todesfälle sorgten. Dabei ergibt sich, dass Tod und Verwundung – zumal mit zunehmender Dauer des Krieges – in der Mehrzahl aller Fälle eine Folge artilleristischen Beschusses waren. Nicht weniger als 76 Prozent aller von Ende 1914 bis 1917 verwundeten französischen Soldaten wurden von Artilleriegeschossen getroffen. Bei einer Stichprobe unter den britischen Truppen, deren Repräsentativität allerdings unklar ist, ergab sich ein entsprechender Wert von 58,5 Prozent. Auch hier erlauben die Zahlen des deutschen Sanitätsberichtes, die ich bereits verschiedentlich herangezogen habe, weitere Differenzierungen. Demnach basierten die Verwundungen von etwa zwei Millionen deutschen Soldaten, die vom 2. August 1914 bis Ende Januar 1917 in Feldlazaretten behandelt wurden, zu 43 Prozent auf Artilleriegeschossen, und immerhin noch zu knapp 51 Prozent auf Gewehr- und Pistolenschüssen. Die Gewichte verschieben sich bereits für diesen Zeitraum hin zur Artillerie, zieht man eine andere Stichprobe von Gefallenen heran. Demnach waren bis Anfang 1917 knapp 55 Prozent der Toten Opfer der Artillerie und nur 39 Prozent das Opfer von Handfeuerwaffen. Dieser Befund weist auf die deutlich höhere tödliche Wirkung hin, die selbst ein Treffer durch Granatsplitter in der Regel hatte. Ein deutlich anderes Bild ergibt sich, wenn man den Blick vor allem auf die zweite Kriegshälfte richtet. Dafür liegen Zahlen einer deutschen Armee an der Westfront aus dem Frühjahr 1917 vor. Handfeuerwaffen und Maschinengewehre verursachten dort knapp 18 Prozent, Artilleriegeschosse 76 Prozent sowie Handgranaten rund ein Prozent aller Verwundungen. Mit der blanken, von Hand geführten Waffe (Säbel, Dolch, Seitengewehr) wurden gerade einmal 0,1 Prozent aller Wunden beigefügt. Diese Zahlen aus der zweiten Hälfte des Krieges geben insgesamt ein treffendes Bild über die Relevanz der verschiedenen Waffen. Die Zahl der durch Giftgas geschädigten Soldaten, so ist zu ergänzen, dürfte bei rund drei Prozent der Verwundeten gelegen haben. Auch wenn die Begegnung mit dem Giftgas so eher eine Ausnahme blieb, war dies ein Kampfmittel, das allein wegen seiner Unberechenbarkeit und Unsichtbarkeit panikartige Reaktionen

auslösen konnte und die Fantasie der Soldaten deshalb – trotz seiner geringen Verbreitung – mit Furcht erfüllte.

Die entscheidende, seinen Charakter schlechterdings prägende Zerstörungskraft im Frontalltag des Ersten Weltkrieges war somit die Artillerie. Dies hatte weitreichende Folgen sowohl für die Täter als auch für die Opfer dieser Waffe. Für die Tätigkeit des Artilleristen war vor allem die Unsichtbarkeit des Gegners prägend. Der Romanist Victor Klemperer war bereits 1914-1918 ein hellsichtiger Chronist der Zerstörung, wie man seinen posthum veröffentlichten Memoiren „Curriculum Vitae“ entnehmen kann, in denen er über seine Zeit als Kanonier in einer bayerischen Artillerieeinheit berichtet. Dort hat er mit Erstaunen registriert, dass es an den Geschützen seiner Batterie in Frankreich so ruhig zuging wie auf dem heimischen Übungsgelände auf dem bayerischen Lechfeld. Diese distanzierte, mit den Folgen ihres Tuns nicht unmittelbar konfrontierte Form der Gewaltanwendung ist ein typisches und wichtiges Beispiel des durch die moderne Waffentechnik bewirkten „prometheischen Gefälles“ – das Gefälle zwischen dem technisch Machbaren und dem moralisch Vorstellbaren –, das der deutsch-jüdische Philosoph Günther Anders analysiert hat. Die Intensität der technisch gesteigerten Tötungshandlungen des Artilleristen überstieg seine moralische Wahrnehmung bei weitem; denn wenn überhaupt, war er mit den Folgen seines Tuns erst in einigem zeitlichem und räumlichem Abstand konfrontiert. Und auch den Moment des Todes beobachtete er nicht, sondern nur die leblosen Körper. Eines „Todestriebes“, wie manche Historiker im Anschluss an Überlegungen von Sigmund Freud nach dem Ersten Weltkrieg gemutmaßt haben, bedurfte es für diese Form der Gewaltanwendung nicht, deren Normen durch die Technik vorgegeben waren.

Die Artillerie war es auch, die das Geschehen in den Todeszonen der Materialschlachten bei Verdun und anderswo prägte. Aber auch hier ist es ratsam, erst einen nüchternen Blick auf das dürre Zahlenmaterial zu werfen, das der „body-count“ der Sanitätsstatistik vermittelt, bevor man Schlussfolgerungen zieht. Viele, zum Teil durchaus namhafte Historiker haben auf den Todeszoll verwiesen, den die Material-



schlachten von 1916 und 1917 gefordert haben. Allein für Verdun finden sich Angaben, die von einer Viertelmillion toten Soldaten auf beiden Seiten, von einer Drittelmillion oder gar von 750.000 Toten sprechen. In seiner neuen Gesamtdarstellung zur deutschen Politik im Ersten Weltkrieg spricht der Politikwissenschaftler Herfried Münkler immerhin noch von 280.000 deutschen Gefallenen bei Verdun.<sup>2</sup> Oftmals wurden dabei aber vermutlich einfach Gefallene und Verluste insgesamt miteinander verwechselt. Die Zahl der Toten, also der „gefallenen“ deutschen Soldaten bei Verdun, war jedoch relativ gering. Von Februar bis Dezember 1916 kämpften bei Verdun auf deutscher Seite die Truppen der 5. Armee, die während dieses Zeitraums insgesamt 48 Divisionen mit zusammen 572.000 Mann auf das Schlachtfeld schob. Davon starben „nur“, so muss man im Vergleich mit diesen ungeprüften Phantasiezahlen sagen, knapp 82.000. „Nur“ aber auch, wenn man es mit dem Kriegsbeginn vergleicht. Bei Verdun gab es in den dort eingesetzten Verbänden der 5. Armee 143 Tote auf 1.000 Soldaten. In den Anfangsschlachten des September 1914 an der Marne waren es, wiederum nur bei den dort eingesetzten Verbänden, dagegen 174 pro Tausend gewesen. Es war also gerade nicht das relative oder absolute Ausmaß des Sterbens, das Verdun und die Somme zum Inbegriff und unheilvollem Symbol der Gewaltausübung im Ersten Weltkrieg machte. Aber was war es dann?

Dies wird deutlich, wenn man sich die Zahl der Soldaten ansieht, die von Februar bis Dezember 1916 in der 5. Armee insgesamt als Verluste gebucht wurden. Die rund 82.000 Toten, die auch die Vermissten enthalten, waren nur eine Minderheit von ihnen. Denn die Gesamtzahl der Verluste lag bei 350.000, womit die 5. Armee nicht weniger als 600 von 1.000 der vor Verdun eingesetzten Soldaten oder 60 Prozent als Verluste buchen musste. Nur ein Teil dieser Verluste schied als dauerhaft dienstunfähig aus. Etwas mehr als die Hälfte wurde jedoch nach einiger Zeit wieder in die Frontlinie eingeschoben und lief dort eine sehr hohe Gefahr, erneut verwundet zu werden oder diesmal den Tod zu finden. Dieses Zahlenmaterial macht eindring-

---

<sup>2</sup> Herfried Münkler, *Der Grosse Krieg. Die Welt 1914–1918*, Berlin 2013, S. 417.

licher als jeder Feldpostbrief deutlich, worin die besondere Qualität der Materialschlachten bestand: nur noch eine Minderheit der dort eingesetzten Soldaten, und zwar im Durchschnitt aller eingesetzten Truppenverbände, die ja auch den Tross und weitere rückwärtige Dienste umfassen, hatte eine Chance, diesen Ort unversehrt wieder zu verlassen. Und die Soldaten wussten, wie wir den Feldpostbriefen sehr eindringlich entnehmen können, um diese die Zusammenhänge, und sie fürchteten sie.

Das entscheidende Charakteristikum der für den Ersten Weltkrieg typischen Gewaltformation war also die Fähigkeit, über Wochen und Monate hinweg an einem Ort Soldaten im Kampf zu halten und wiederholt der Gefahr des Todes und der noch größeren Gefahr der Verwundung auszusetzen. Die zynische Sprache der Generalstabsoffiziere formulierte das so, ich zitiere hier aus einem Tagebucheintrag des Obersts Albrecht von Thaer vom Juli 1917: „Ganze Divisionen brennen in wenigen Stunden zu Schlacken aus.“ Danach mussten sie aus der Frontlinie herausgenommen werden, sie wurden umgebaut, mit Wiedergenesenen aufgefüllt, die dieses Grauen zumeist erst wenige Wochen zuvor erlebt hatten, sie wurden mit unverbrauchten Einheiten zusammengeführt und wieder in die Schlacht hineingeworfen, um diesen Zyklus aufs neue zu beginnen. Insgesamt ergab sich daraus die Fähigkeit zur Reproduktion der militärischen Gewaltanwendung inmitten eines Kosmos der beinahe jeden betreffenden Zerstörung. Und das heißt, anders gewendet: um den Gegner zu vernichten und an dieser Form des Gewalthandelns zu partizipieren, musste die Bereitschaft zur Selbstzerstörung vorhanden sein. Zerstörung und Selbstzerstörung bedingten einander und setzten sich wechselseitig voraus. Das eine war seit 1916 ohne das andere nicht zu haben. Und dieser Zusammenhang setzte sich bis zum Kriegsende 1918 fort.

Der statischen Anordnung des Grabenkrieges war dennoch paradoxerweise eine Tendenz zur Begrenzung der Gewalt eigen, solange beide Seiten nur die Sicherung des Status quo betrieben. Denn die Materialschlachten waren Orte des massierten Einsatzes von Gewaltmitteln. An vielen anderen Frontabschnitten ging es während der

gesamten vier Jahre des Krieges eher „ruhig“ zu, wenn dieser Ausdruck gestattet ist. Um diese „Ruhe“ dann wieder aufzubrechen, waren Spezialisten der Gewaltanwendung erforderlich. Insbesondere die britische Heeresführung setzte auf Scharfschützen („snipers“), die jedes unvorsichtig über die Grabenböschung herausragende gegnerische Körperteil unter Feuer nahmen. Vor allem in der deutschen und der österreichischen Armee setzte man auf die Stoßtruppkämpfer, die in kleinen Gruppen der normalen Infanterie den Weg bahnen sollten. Bei dieser stießen sie wegen der von ihnen betriebenen Eskalation der Gewalt auf massive Ablehnung. Beiden Typen war gemeinsam, dass sie eine hohe individuelle Kampfmotivation aufweisen mussten und dass sich viele von ihnen tatsächlich als Täter in einem emphatischen Sinne verstanden. Es ist demnach auch kein Zufall, dass sich hier, neben den deutschen Stoßtrupp auch bei den italienischen Eliteeinheiten der „Arditi“, eine direkte Kontinuitätslinie zur faschistischen Ästhetisierung der Gewalt in der Zwischenkriegszeit ziehen lässt. Dennoch heißt dies nicht, dass die Kampfmethodik der Stoßtruppe bereits auf die Gewalt des Zweiten Weltkriegs vorausweist. Das zeigt sich, genau betrachtet, nicht zuletzt bei Ernst Jünger, der für solche Kontinuitäten immer wieder in Anspruch genommen wurde. Soldaten, die in erster Linie aus Lust am Töten kämpften, gab es in allen beteiligten Armeen nur sehr wenige.

## **2. Überleben**

Das Töten war das eine. Aber wenn immer nur getötet worden wäre, hätte kaum einer der Soldaten überlebt. Auch im Ersten Weltkrieg hatten die Soldaten aber viele Möglichkeiten, um aktiv zur Überlebenssicherung beizutragen. Dazu zählte etwa die unerlaubte Entfernung, also das Fernbleiben vom Truppenteil für einige Stunden oder Tage. Es wurde gerade dann oft praktiziert, wenn bei einem bevorstehenden Angriff das Risiko einer Verwundung am größten war. Soldaten wussten natürlich auch um die Unterschiede in den Risiken für das eigene Leben, die zwischen den Truppenteilen bestanden. So verdankte der in Breslau geborene Soziologe Norbert Elias (1897–1990) sein

Überleben im Ersten Weltkrieg letztlich dem völlig zutreffenden Ratsschlag seiner Familie, eine freiwillige Meldung zu einer Funkereinheit werde ihn vor gefährlichen Einsätzen in vorderster Front schützen. Aber auch direkt an der Front verfügten die Soldaten über Möglichkeiten, das Feuer der Waffen berechenbar zu machen. Im Dezember 1915 war niemand anders als Ernst Jünger – der durch sein Buch „In Stahlgewittern“ (1920) und andere literarische Arbeiten zu einem der wichtigsten Vertreter des soldatischen Nationalismus der Weimarer Jahre avancierte – in einen für diese Praxis typischen Vorfall verwickelt. Jünger beschrieb diese Episode in seinem Kriegstagebuch so: „Als ich heute morgen den Unterstand verließ, bot sich mir draußen ein merkwürdiges Bild. Unsere Leute waren auf die Brustwehr geklettert und sprachen über den Stacheldraht herüber mit den Engländern. Ich kletterte auf die Brustwehr und sah um mich. Ein seltsames Bild für einen alten Schützengrabenkrieger! Der furchtbare Schlamm der Gräben schien beide Teile einander näher zu bringen. Alles stand oben auf den Gräben, kein Schuß fiel! Ein neues, unbekanntes Gefühl beschlich mich. Frieden?“

Doch dieses Gefühl hielt nur einen Moment lang vor. Sogleich setzte der Instinkt des Offiziers wieder ein, und Jünger befahl seinen Leuten, sich vor dem eigenen Maschinengewehr in Deckung zu bringen. Allerdings gab es in der Folge nur einen einzigen Schuss der Gegenseite, und die Vereinbarung hielt weiter an. Dies gab Jünger selbst eine Gelegenheit, sich auf einem weit vorliegenden Sappenposten am Ende eines Grabenabschnitts mit einem britischen Offizier in englischer Sprache und „in freundschaftlicher Weise“ zu unterhalten. Die Unterhaltung endete mit einer „feierliche[n] Kriegserklärung“, die Jünger mit einem einzelnen Gewehrschuss bekräftigte, ohne dass Gegenfeuer einsetzte. Die Soldaten in Jüngers Zug gaben ihrem Vorgesetzten zu verstehen, die Zeit der informellen Waffenruhe „gefiele ihnen so viel besser“.

Was Jünger hier erlebte, war die Praxis des „Leben und Leben lassen“. Sie war vor allem an ruhigen Frontabschnitten wie etwa in den Vogesen weit verbreitet, wo sich Landwehrregimenter mit im Schnitt älte-

ren Soldaten wochen- und monatelang gegenüberlagen. Aber es gab auch an heftiger umkämpften Frontabschnitten Gründe, warum sich ein „live and let live“ entwickelte. In Jüngers Regiment hatte es sich, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, anscheinend aus der Situation des Geländes ergeben, aus dem „Schlamm“ in den Gräben, der das Arbeiten in der Deckung der Gräben erschwerte. Jünger selbst war sich der grundsätzlichen Ambivalenz der Situation nur zu deutlich bewusst. Auf der einen Seite war dem wenige Wochen zuvor zum Leutnant beförderten Jünger klar, dass „so etwas natürlich nicht mehr vorkommen“ dürfe. Darin stimmte er seinem Kompanieführer zu. Dieser hatte in seiner Aufregung über den Vorfall gedroht, jeden zu erschießen, der sich nochmals auf der Deckung zeige, und zwar auch die eigenen Leute. Auch Jünger selbst wollte sich zu diesem Zweck am nächsten Tag für einige Stunden „auf Lauer stellen“. Auf der anderen Seite „musste“ er sich „im Innern sagen, die Leute haben gar nicht so Unrecht. Sie fühlen, daß der Engländer doch auch ein Mensch ist“.

An dieser Episode zeigt sich, dass die Ausübung von Gewalt eine soziale Beziehung war, die sich in erster Linie aus dem Kontext der militärischen Organisation ergab. Diese prämierte konformes und besonders diensteifriges Verhalten – wie etwa die gezielte Tötung eines einzelnen Gegners durch einen Gewehrschuss, die Jünger an anderer Stelle in seinen Tagebüchern beschrieb – durch Lob oder gar militärische Auszeichnungen. Aber auch nonkonformes Verhalten wie das „Leben und Leben lassen“ wurde zumindest zeitweise toleriert, zumal es sich, wie das Beispiel zeigt, nicht immer sofort unterbinden ließ. Selbst ein hartgesottener Krieger wie Ernst Jünger wusste, dass der Zweck des Krieges – die gewaltsame Niederringung oder Überwindung des Gegners – keineswegs die grundlegende Gemeinsamkeit der Kombattanten negierte. Denn auf beiden Seiten des Niemandslandes kämpften menschliche Wesen. Der gegnerische Soldat, den Jünger töten wollte, war zugleich ein Mensch, der ihn selber töten konnte. In dieser anthropologischen Prämisse unterschied sich die Praxis der Gewalt an der Westfront in den Jahren 1914 bis 1918 fundamental von jenem Krieg, den die Wehrmacht ab 1941 gegen die Sowjetunion führte. Denn dort galt der Gegner von vornherein nicht

als Mensch, sondern als Untermensch, der sein Leben verwirkt hatte. Deshalb konnten dort auch Frauen, Kinder und andere Nichtkombattanten systematisch getötet werden. Diese genozidale Qualität des Krieges an der Ostfront ab 1941 hatte der Krieg an der Westfront von 1914 bis 1918, das gilt es ausdrücklich festzuhalten, nicht.

### **3. Verweigern**

Es ist hier nicht der Ort, im Detail auf die Stimmungsentwicklung der Soldaten im Krieg einzugehen und damit auf das, was in Großbritannien die „Moral“ der Truppe genannt wird. Allerdings ist es nötig, über jene Formen der soldatischen Verweigerung zu sprechen, mit denen man sich dauerhaft dem Dienst an der Front entziehen konnte (auch wenn gerade im Rahmen der Hundertjahrfeier des Weltkrieges 2014 offenbar keine der beteiligten Nationen ein großes Interesse verspürt, sich dieser Schattenseite der Mobilisierung für den Krieg zu erinnern). Auch die soldatische Verweigerung war in erster Linie eine Möglichkeit, die Chancen des Überlebens zu sichern. Deshalb gehört sie in die hier vorgeschlagene, in drei Schritten vorgehende Erörterung des Frontalltages mit hinein. Hinzu kommt, dass ihr Vorhandensein und ihr Ausmaß verdeutlicht, auf welche Grenzen die kriegführenden Staaten in ihrem Versuch stießen, die Soldaten in eine Maschinerie zu zwingen, welche die Selbstzerstörung zur Basis der Zerstörung machte. Dieser Zusammenhang ist ganz deutlich zu fassen bei jenen Soldaten zumeist ländlich-bäuerlicher Herkunft, die sich gezielt selbst verstümmelten, um sich damit von der Front verabschieden zu können. Das war noch wirkungsvoller als jene ebenfalls oft geübte Praxis, bei der eine Kette von kleineren Delikten den Soldaten dazu diente, sich durch Arrest- oder Haftstrafen für geraume Zeit der Front zu entziehen.

Auch Deserteure oder Überläufer entzogen sich aktiv und dauerhaft dem Militärdienst. Es führt analytisch nicht weiter, in dieser Gruppe nach bestimmten Persönlichkeitsmustern zu fahnden, die ihr Verhalten erklären könnten. Dieses war die Vorgehensweise der Militärrichter, die über „Drückeberger“ und Deserteure urteilten und die

auch unter den neuartigen Bedingungen des Schützengrabenkrieges weiterhin am Ideal der vollständigen Kontrolle der Vorgesetzten über die Mannschaften festhielten. In der deutschen wie in der österreichischen Armee desertierten Arbeiter weitaus häufiger als Bauern. Rund drei Viertel der Fahnenflüchtigen waren ledig und damit familiär nicht gebunden. Zumindest in den Armeen der West- und Mittelmächte waren Fahnenflüchtige Außenseiter, die bei der Planung und Umsetzung ihrer Tat weitgehend auf sich allein gestellt waren und sich damit aus dem Kreis der Kameraden ausschlossen. Allerdings hatten nicht alle Deserteure ihre Tat im Detail geplant. Viele Soldaten, die so auf eigene Faust und unter Verstoß gegen das Militärstrafrecht einen Weg zum Überleben suchten, taten dies aus einem zufälligen Anlass, etwa dem Ärger über einen Kameraden oder Vorgesetzten; ebenso vielfältig waren die Motive für diese Tat, sofern sie sich überhaupt einigermaßen eindeutig bestimmen lassen.

Fragen der Nationalität hatten großen Einfluss auf die Bereitschaft zur Fahnenflucht. In der britischen wie der deutschen Armee waren es vor allem die nach nationaler Selbstbestimmung strebenden Minderheiten der Iren bzw. der Dänen, der Elsass-Lothringer und der Polen, unter denen es proportional gesehen eine hohe Zahl von Deserteuren gab. Genaue Zahlen für das gesamte deutsche Heer liegen nicht vor. Bei der Heeresgruppe Albrecht schwankte der Anteil der elsass-lothringischen Fahnenflüchtigen von Dezember 1917 bis Juni 1918 immerhin zwischen knapp einem Fünftel und der Hälfte aller Deserteure. Insgesamt machten Soldaten aus dem Reichsland dagegen nur etwa zwei Prozent der Truppe aus. Das war eine Entwicklung, die in dieser Schärfe so 1914 nicht vorhersehbar war. Denn die Bevölkerung Elsass-Lothringens hatte sich vor 1914 schrittweise in den politischen Rahmen des Kaiserreichs integriert. Und auch bei den Soldaten polnischer Herkunft gab es gravierende Unterschiede. Hier fielen vor allem jene aus den preußischen Provinzen Posen und Westpreußen als illoyal auf. Bei Soldaten polnischer wie elsass-lothringischer Herkunft erzeugte das deutsche Militär die Verweigerungsbereitschaft gewissermaßen selbst durch eine schikanöse Behandlung im Frontalltag, deren Spektrum von Schikanen bei der Postüberwachung bis hin

zur öffentlichen Äußerung eines Generalverdachts durch die Vorgesetzten reichte.

Sieht man von der besonderen Situation des Herbst 1918 bei den deutschen Truppen ab, die ich gleich erörtere, wiesen die deutsche und britische Armee ebenso wie die französische aber ein hohes Maß an innerer Geschlossenheit auf. Weitaus problematischer war die Situation in den Armeen jener Staaten, in denen noch sehr viel stärkere Nationalitätenspannungen herrschten oder gar eine Mehrheit von Soldaten bäuerlicher Herkunft noch kaum in die symbolische Ordnung des Nationalstaates integriert war. Ersteres traf insbesondere auf das österreichisch-ungarische Heer zu. Dort führte der nationale Konflikt mit den deutschsprachigen Truppenführern bereits seit Anfang 1915 zur Massendesertion in mehrheitlich tschechischen Einheiten. Seit 1916 gab es aber eine wachsende Zahl von ähnlichen Nachrichten auch über Fahnenflüchtige italienischer, ruthenischer und serbischer Nationalität. Es ist bezeichnend für die Heftigkeit des Problems, dass ähnlich wie bei den Elsässern und Polen im deutschen Heer nicht nur Soldaten und Unteroffiziere, sondern auch Offiziere desertierten. Seit 1917 desertierten schließlich auch die bis dahin als zuverlässig geltenden Slowenen und Kroaten. Zu massiven Ausschreitungen und Meutereien kam es 1918 aber vor allem im Etappengebiet und im heimischen Hinterland.

Mit Blick auf die deutsche Geschichte seit 1918 ist es unabdingbar, über die Situation des deutschen Westheeres im Sommer und Herbst 1918 zu sprechen. Die am 21. März 1918 beginnende deutsche Offensive setzte gewaltige Energien bei den Truppen frei, zum einen durch den Übergang zum Bewegungskrieg, dann aber auch durch die Hoffnung, ein Sieg werde nun bald den Frieden bringen. Die Enttäuschung dieser Hoffnungen durch das Festfahren der wiederholten Offensiven im Frühjahr schlug dann in jene massenhafte Verweigerung um, die den Boden für die rapide Auflösung des Westheeres seit dem August bereitete. Der Historiker Wilhelm Deist hat für diesen Auflösungsprozess den Begriff des „verdeckten Militärstreiks“ geprägt, und es gibt gute Gründe, an dieser Bezeichnung festzuhalten. Gewiss,



die Alliierten nahmen in den letzten Monaten des Krieges so viele deutsche Soldaten gefangen wie nie zuvor (ca. 340.000); viele davon ergaben sich, einzeln oder in Gruppen, freiwillig dem Feind.

Doch noch größer war die Zahl derjenigen, die sich als „Drückeberger“ – so der zeitgenössische Sammelbegriff für eine Vielzahl unterschiedlicher Verweigerungsformen und Fluchtwege – von der Truppe nach hinten absetzten. Es gab Hunderttausende von marschfähigen Leichtverwundeten und Kranken, von denen sich viele zu Fuß oder unter Benutzung von Militärzügen durch das Etappengebiet Richtung Deutschland durchschlugen oder sich in Kellern und Gehöften in der belgischen Etappe für die letzten Wochen des Krieges versteckten. Der spätere Wehrmachtsgeneral Ludwig Beck charakterisierte die Situation im Herbst 1918 in einem Brief mit den treffenden Worten, dass es an der Front nur noch ein „Spinnwebennetz von Kämpfern“ gebe. Und der Blick auf die im Oktober noch verbliebenen Grabenstärken verschiedener Truppenteile verdeutlicht, dass die Metapher der „Spinnweben“ durchaus treffend war. So musste der Kommandeur der 8. Infanterie-Division, Hamann, seinem Armee-Ober-Kommando Ende Oktober eine effektive Grabenstärke von 30 Mann melden, und zwar pro Bataillon. Daraus errechnete er, bei drei Regimentern mit je drei Bataillonen, eine „Gesamtkampfstärke der Division von höchstens 300 Mann“. Das waren die kümmerlichen Reste einer Division, die 1914 als eine hervorragend kampffähige Einheit mit 12.000 Mann ins Feld gezogen war. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung lässt sich verstehen, warum die nationalistische Rechte nach 1918 die Flucht in den Mythos des „Dolchstoßes“ antrat, um sich die Niederlage schönzureden.

## **Fazit**

In meinen Ausführungen habe ich darauf verzichtet, Ihnen mit einer Fülle von Zitaten aus Tagebüchern oder Feldpostbriefen einen Einblick in die mannigfachen Deutungsversuche zu geben, mit denen die Soldaten sich und ihren Angehörigen das Geschehen an der Front verstehbar machen wollten. Ein Rest des Unverstehbaren blieb

ohnehin, so, wenn etwa im Geschosshagel links und rechts Kameraden starben, man selbst aber unversehrt blieb. Wie immer man diese Deutungsversuche interpretieren mag (und wie gesagt, sie enthalten neben vielen weit über 1918 hinaus relevanten Überlegungen auch viele banale Wiederholungen und sprachliche Rituale, die der Bewältigung des Frontalltags dienlich waren): worauf es mir hier ankam war, Ihnen einen Einblick in die Praktiken des Tötens, des Überlebens und der Verweigerung 1914 -1918 zu geben. Denn erst damit werden jene Differenzierungen deutlich, welche die Praxis der Gewalt im Ersten Weltkrieg und damit auch den Frontalltag prägten. Und ohne eine genaue Rekonstruktion dieser Praktiken müssten wir immer noch zu jenen Mythen Zuflucht suchen, welche in den Nachkriegsjahren dominierten, um das Geschehen an der Front zu verstehen.<sup>3</sup>

Ein genauerer Blick auf die Gewaltpraxis des Ersten Weltkrieges ist auch sinnvoll, um die Frage möglicher Kontinuitäten zum Vernichtungskrieg der Jahre ab 1939 diskutieren zu können. Die Frage der deutschen Gräueltaten gegen Zivilisten, die im August und frühen September des Jahres 1914 in Belgien, Nordfrankreich und in einem Fall auch in Russisch-Polen stattfanden, habe ich hier nicht im Detail erörtert. Aber auch wenn man dieses wichtige Thema einbezieht, zeigt eine gründliche Diskussion, dass es im Prinzip richtig ist, die Unterschiede in der deutschen Kriegführung und Gewaltpraxis zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg zu betonen. Im Ersten Weltkrieg wurden die Grundzüge des modernen industrialisierten Krieges zur Entfaltung gebracht, die sich erstmals 1861 bis 1865 im US-amerikanischen Bürgerkrieg gezeigt hatten. Das war eine neue und verstörende Erfahrung. Aber eine rassistische Dynamik, in welcher der Krieg ein genozidales Mittel der „Gesellschaftspolitik“ (Michael Geyer) zur Neuformierung ganzer Völker war, wies der Erste Weltkrieg nur in Ansätzen auf, und zwar an der Front im Nahen Osten und im Hinblick auf die deutsche Besatzungspolitik in Russland.

---

<sup>3</sup> Zur Auseinandersetzung um Kriegsmymthen in der Weimarer Republik vgl. jetzt meine Deutung in Benjamin Ziemann, *Veteranen der Republik. Kriegserinnerung und demokratische Politik 1918–1933*, Bonn 2014.

## Vitae

---

**Prof. Dr. Andreas Rödder**, geboren 1967 in Wissen (Sieg), studierte Geschichte und Germanistik in Bonn und Tübingen und wurde 1995 mit einer Dissertation über „Stresemanns Erbe. Julius Curtius und die deutsche Außenpolitik 1929-1931“ in Bonn promoviert. 1994 wechselte er an die Universität Stuttgart, wo er sich 2001 mit einer Studie über „Die politische Kultur der englischen Konservativen zwischen ländlicher Tradition und industrieller Moderne 1846-1868“ habilitierte. 2001/02 war er Stipendiat am Historischen Kolleg in München, 2004 Gastprofessor an der Brandeis University, Boston (Ma.). Seit dem Sommersemester 2005 ist Andreas Rödder ordentlicher Professor für Neueste Geschichte mit dem Schwerpunkt Internationale Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Im akademischen Jahr 2012/13 war er Gerda-Henkel-Gastprofessor an der London School of Economics and Political Science und am Deutschen Historischen Institut in London.

Seine aktuellen Forschungen befassen sich mit der deutschen Wiedervereinigung, über die er 2009 seine vielbeachtete Gesamtdarstellung unter dem Titel „Deutschland einig Vaterland“ vorgelegt hat. Zudem beschäftigt er sich mit Wertewandelsprozessen im 20. Jahrhundert sowie mit der jüngsten Zeitgeschichte seit 1990, über die er unter dem Arbeitstitel „Geschichte der Gegenwart“ sein nächstes Buch schreibt, das 2015 im Verlag C.H. Beck erscheinen wird.

Rödder ist u.a. Mitherausgeber der Historischen Zeitschrift, Mitglied der Wissenschaftlichen Leitung der Dokumente zur Deutschlandpolitik sowie der Wissenschaftlichen Beiräte des Instituts für Zeitgeschichte München/Berlin, des Deutschen Historischen Museums in Berlin und des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik in Bonn, Mitglied des Vorstands der Konrad-Adenauer-Stiftung und Präsident der Stresemann-Gesellschaft. Andreas Rödder ist verheiratet, Vater von drei Töchtern und spielt in seiner Freizeit Orgel und Jazzklavier.

**Prof. Dr. Livia Prüll MA** (vormals Cay-Rüdiger Prüll) lehrt am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der Universität Mainz. Sie studierte Geschichte, Philosophie und Humanmedizin an der Universität Gießen und arbeitet zur Sozial- und Kulturgeschichte der Medizin des 19. und 20. Jahrhunderts, speziell zur Geschichte der Pathologie, Pharmakologie und zur Geschichte der Militärmedizin, ferner auch zum Verhältnis von Medizin und Öffentlichkeit nach 1945. Zur Zeit leitet Sie den Forschungsverbund Universitätsgeschichte an der Universität Mainz. Veröffentlichungen zur Medizin des Ersten Weltkrieges, u.a.: Livia Prüll, Philipp Rauh (Hrsg.), Krieg und medikale Kultur. Patientenschicksale und ärztliches Handeln in der Zeit der Weltkriege 1914–1945, Göttingen 2014; (Cay-Rüdiger Prüll), Pathology at War 1914–1918: Germany and Britain in Comparison, in: Cooter, Roger, Mark Harrison, Steve Sturdy (Hrsg.), Medicine and Modern Warfare, Amsterdam- Atlanta 1999, S. 131–161.

**Dr. Markus Pöhlmann** ist Historiker und Wissenschaftlicher Direktor am Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam.

2000 Promotion an der Universität Bern; 2001–2006 Redakteur bei der Zeitschrift „Damals. Das Magazin für Geschichte und Kultur“, Stuttgart; 2006–2008 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bern; seit 2008 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Militärgeschichtlichen Forschungsamt/Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr.

Ausgewählte Veröffentlichungen

Der Erste Weltkrieg 1914–1918. Der deutsche Aufmarsch in ein kriegerisches Jahrhundert, München 2014 (Mitherausgeber und Ko-Autor); German Intelligence at War, 1914–1918, in: Journal of Intelligence History 5 (Winter 2005), S. 33–62; Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai, München 2002 (Mitherausgeber und Ko-Autor); Kriegsgeschichte und Geschichtspolitik: Der Erste Weltkrieg. Die amtliche deutsche Militärgeschichtsschreibung, 1914–1956, Paderborn 2002.

**Prof. Dr. Michael Kießner**, geb. 1960 in Bonn; 1982–1987 Studium der Geschichte, Germanistik und Pädagogik an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn; 1991 Promotion; 1992–2002 Geschäftsführer der Forschungsstelle „Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten“ an der Universität Karlsruhe; 2002 Habilitation an der Universität Karlsruhe; seit 2002 Univ.-Prof. für Zeitgeschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz; Forschungsschwerpunkte: Europäische Rechtsgeschichte, Nationalsozialismus und Widerstand, Regionale Zeitgeschichte; wichtigste Publikationen: Kreuz – Rad – Löwe. Rheinland-Pfalz – Ein Land und seine Geschichte (Bd. 2 und 3), Darmstadt/Mainz 2012 hrsg. zus. mit F. P. Kahlenberg; Zwischenräume. Grenznahe Beziehungen in Europa seit den 1970er Jahren, Innsbruck 2011, hrsg. zus. mit A. Pretenthaler-Ziegerhofer, J. Kusber; Zivilgesellschaftliche Annäherungen. Wege der Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen, Tübingen 2010 (edition lendemains 7), hrsg. zus. mit C. Defrance, P. Nordblom; Die Katholiken und das Dritte Reich, Paderborn 2009, hrsg. zus. mit K.-J. Hummel; Das Dritte Reich, Darmstadt 2005 (Kontroversen um die Geschichte); Zwischen Diktatur und Demokratie. Badische Richter 1919–1952, Konstanz 2003.

**Prof. Dr. Benjamin Ziemann**, Professor of Modern German History, University of Sheffield (UK). 2010–2011 Gastprofessor an der Eberhard Karls Universität Tübingen; Visiting Scholar u.a. an der University of York, Universität Oslo, Humboldt Universität zu Berlin. Zahlreiche Buchveröffentlichungen zur deutschen und europäischen Geschichte im 20. Jahrhundert, zuletzt u.a.: Veteranen der Republik. Kriegserinnerung und demokratische Politik 1918–1933, Bonn 2014; Encounters with Modernity. The Catholic Church in West Germany, 1945–1975, New York. Oxford 2014; Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten – Überleben – Verweigern, Essen 2013; Sozialgeschichte der Religion. Von der Reformation bis zur Gegenwart, Frankfurt/M. 2009; als Mitherausgeber: Engineering Society. The Role of the Human and Social Sciences in Modern Societies, 1880–1980, Basingstoke 2012.

## **Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz**

---

Am Kronberger Hof 6 ▪ 55116 Mainz  
Tel.: 0 61 31 - 16 29 70 ▪ Fax: 0 61 31 - 16 29 80  
E-Mail: [lpb.zentrale@politische-bildung-rlp.de](mailto:lpb.zentrale@politische-bildung-rlp.de)  
Homepage: [www.politische-bildung-rlp.de](http://www.politische-bildung-rlp.de)

Landeszentrale für  
Politische Bildung  
**LPB**  
Rheinland - Pfalz

ISBN 978-3-89289-034-8

